

US-Wahlen: Markus Somm im Gespräch mit Nobelpreisträger Gary Becker

Nummer 43 – 25. Oktober 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH



Verdienen Frauen zu wenig?

Der zählebig Mythos der Lohndiskriminierung.

Von Christoph Landolt, Florian Schwab und Roger Köppel

Helden der Schweizer Spitzenmedizin

Pioniere im Operationssaal. Drei Begegnungen.

Von Alex Reichmuth



ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

8 Zylinder für ein Maximum an Leistung. 4 Zylinder für ein Minimum an Verbrauch.



Der Audi S8 mit cylinder on demand Technologie entscheidet selbst, ob 8 oder 4 Zylinder des V8-TFSI®-Motors zum Einsatz kommen – je nach Fahr-situation. Für eine fortschrittliche Balance zwischen souveräner Performance und hoher Effizienz sorgt im Audi S8 ausserdem die Leichtbauttechnologie ASF®. Erleben Sie jetzt intelligentere Kraft auf einer Probefahrt und profitieren Sie von neuen Leasingangeboten. Jetzt bei Ihrem Audi Händler.

Audi S8 4.0 TFSI, Normverbrauch gesamt: 10,2 l/100 km, CO₂-Emissionen: 237 g/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 159 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: G.

Spezial-Leasing

Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100'000 km
Service 10 Jahre oder 100'000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Vorsprung durch Technik



Intern

Was ist los beim grössten und mächtigsten Fussballklub der Schweiz, dem FC Basel? Noch vor kurzem galten die Bebbi als Inbegriff solider Aufbauarbeit und Kontinuität, Hauruckübungen à la Christian Constantin schienen am Rheinknie verpönt. Doch mit dem überraschenden Rauswurf von Trainer Heiko Vogel, der per sofort durch Murat Yakin ersetzt wurde, sorgt die Vereinsführung um Präsident Bernhard Heusler für Verwirrung. Nach der 0:1-Niederlage beim FC Luzern, der Yakin im August freigestellt hatte, skandierten die Fans auf der Stehrampe: «Murat, Murat,ahaha». Redaktor Lucien Scherrer hat sich in Basel um-



Rätselhafter Trainerwechsel: Yakin.

gehört und nach den Gründen für den rätselhaften Trainerwechsel gefragt. **Seite 42**

Frauen würden im Beruf benachteiligt, ist zurzeit überall zu hören. Der Ruf nach Frauenquoten ertönt immer lauter – in der Schweiz wie auch in der EU. Begründet wird der Wunsch nach staatlichen Eingriffen mit der Untervertretung des weiblichen Geschlechts in Führungspositionen sowie mit der angeblich unfairen Bezahlung. Doch stimmt das auch? Florian Schwab und Christoph Landolt haben nach Belegen für Lohndiskriminierung gesucht – und keine gefunden. Die Zahlen des Bundesamts für Statistik werden falsch interpretiert. Bei der Recherche hatten sie das beunruhigende Gefühl, dass die Verantwortlichen beim Bund gar nicht mehr «objektive Erklärungen» für die Lohnunterschiede zwischen Frauen und Männern finden wollen. **Seite 16**

Im US-Wahlkampf scheint das Rennen zwischen Barack Obama und Herausforderer Mitt Romney nach der letzten TV-Debatte offen wie nie zuvor. Das Zünglein an der Waage könnte die Wählerschicht der weissen männlichen Industriearbeiter spielen, die sich seit Amtsantritt Obamas zunehmend den Republikanern zuwendet. Auf der Suche nach Gründen hat sich unser Reporter Claas Relotius auf eine Reise durch den



«Ihr macht mir Spass»: US-Botschafter Beyer.

swing state Ohio gemacht – und ist dabei auf Frust und Resignation gestossen. Derweil stellte sich 7000 Kilometer weiter östlich US-Botschafter Donald Beyer in Bern, ein enger Freund Obamas, den Fragen der *Weltwoche*. Nach Stellungnahmen zu seiner Amtseinsetzung, zum Schweizer Konkordanzsystem sowie zum Vorwurf, die Amerikaner seien Heuchler im Steuerstreit, meinte er: «Ihr macht mir Spass – das hier ist viel härter als je ein Interview zuvor!» **Seite 52**

Vom Fluglärmstreit bis zum Steuerkrieg – das Verhältnis zu den deutschen Nachbarn könnte besser sein. Allerdings zeigt der Schwabenkrieg Ende des 15. Jahrhunderts, dass die Konflikte viel weiter zurückreichen. Von der gemeinsamen alemannischen Herkunft war nicht mehr viel zu spüren. «Sauschwaben» und «Kuhschweizer» hatten sich gründlich auseinandergeliebt. Während die Eidgenossen ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Deutschen Reich ausbauten, wurden die süddeutschen Bande zum König und zum Adel enger. Mit Maximilian I. (1459–1519) aus dem Hause Habsburg erlangt ein erbitterter Gegner der Schweizer die Königswürde. Schon aus familiären Gründen: Seine Frau war die einzige Tochter Karls des Kühnen, den die Eidgenossen mitsamt seinem Burgunderreich kurz zuvor brutal ausgelöscht hatten. **Seite 54**



Wissen Sie, was morgen ist?

Stehen stürmische Zeiten bevor oder geht es mit der Wirtschaft wieder aufwärts? Wir wissen es nicht. Deshalb konzentrieren wir uns auf das, was alles sein könnte. Wir denken in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

www.notenstein.ch/szenarien



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

DIE NORDLAND-SENSATION 2013

Unfassbare Frühbucherpreise **INKLUSIVE** Flug ab/bis Zürich



**INKLUSIVE
FLUG NACH
KOPENHAGEN**



MSC
KREUZFAHRTEN

MSC Musica

**INKLUSIVE
FLUG NACH
KOPENHAGEN**



Norwegische Fjorde

8 TAGE METROPOLEN DER OSTSEE

ab/bis Kopenhagen

INKLUSIVE Flug ab/bis Zürich & VP

Katalogpreis CHF 2.650.-
Bei Mc Cruise

ab CHF **1.149**.-p.P.

8 TAGE NORWEGISCHE FJORDE

ab/bis Kopenhagen

INKLUSIVE Flug ab/bis Zürich & VP

Katalogpreis CHF 2.650.-
Bei Mc Cruise

ab CHF **1.149**.-p.P.



Tallinn

METROPOLEN DER OSTSEE

25.05.-01.06.2013 (A)
08.06.-15.06.2013 (B)
22.06.-29.06.2013 (B)[°]
06.07.-13.07.2013 (C)
20.07.-27.07.2013 (C)
03.08.-10.08.2013 (B)
17.08.-24.08.2013 (B)

[°]leicht geänderter Routenverlauf

Erleben Sie mit der **MSC Musica** eine 8-tägige Kreuzfahrt ab/bis **KOPENHAGEN** zu den schönsten Metropolen im Norden Europas wie **TALLIN** oder **STOCKHOLM**. Ein Höhepunkt dieser Kreuzfahrt ist die ehemalige Zarenstadt **ST. PETERSBURG**, die unzählige Kulturschätze beherbergt und durch ihre wunderschöne Architektur beeindruckende Impressionen bietet.



St. Petersburg



Fjorde

NORWEGISCHE FJORDE

18.05.-25.05.2013 (A)[°]
01.06.-08.06.2013 (A)[°]
15.06.-22.06.2013 (B)
29.06.-06.07.2013 (B)[°]
13.07.-20.07.2013 (C)
27.07.-03.08.2013 (C)
10.08.-17.08.2013 (B)
24.08.-31.08.2013 (B)

[°]leicht geänderter Routenverlauf

Begeben Sie sich auf dieser 8-tägigen Kreuzfahrt mit der **MSC Musica** ab/bis **KOPENHAGEN** in die faszinierende Welt der Fjorde und entdecken Sie den **GEIRANGERFJORD** inmitten majestätischer Berggipfel, Wasserfällen und üppiger Natur. Sie besuchen weiters **FLAM** und **BERGEN** sowie die Hauptstadt **OSLO** bevor Sie wieder Ihren Endhafen **KOPENHAGEN** anlaufen.



Kopenhagen

PREISE P.P. IN CHF INKL. FLUG & VOLLPENSION

(auf Basis 2-Bett-Belegung)

Kabinentyp	A	B	C	Kat.-Preis
2-Bett-Innenkabine ab	1.149.-	1.249.-	1.299.-	2.650.-
2-Bett-Kabine mit Meerblick ab	1.349.-	1.449.-	1.499.-	3.030.-
2-Bett-Balkonkabine ab	1.449.-	1.549.-	1.599.-	3.350.-
3./4. Person Erwachsener	849.-	949.-	1.049.-	
3./4. Person Kinder bis 17 Jahre	499.-	499.-	499.-	

Veranstalter: Papageno Touristik GmbH, Basel

INKLUDIERTER LEISTUNGEN:

- ✓ Flug ab/bis Zürich nach Kopenhagen
- ✓ 7 Nächte Kreuzfahrt inkl. Vollpension an Bord
- ✓ deutschsprachige Bordbetreuung

NICHT INKLUDIERTER LEISTUNGEN:

Transfers, Getränke, Ausflüge, Versicherung, Servicegebühr EUR 7,- p. Erw./Nacht, EUR 3,50 pro Kind (ab 14 J.)/Nacht, 15% Service-Zuschlag, persönliche Ausgaben.

Druckfehler vorbehalten.



Alle Preise sind nur gültig für Buchung bis zum 09.11.2012 und solange Kabinen & Flugplätze zu diesen Preisen verfügbar sind!

**JETZT DIREKT BUCHEN UNTER:
061/205 08 08
(MO.-FR. VON 09.00-18.00 UHR)**

Es gelten die AGB des Reiseveranstalters und Reisebestätigung, die Sie nach Buchung erhalten. Anzahlung von 20% des Reisepreises nach Erhalt der Buchungsbestätigung und Restzahlung spätestens 30 Tage vor Reiseantritt per Überweisung.

Mc Cruise / Papageno Touristik

Klosterberg 11 / Postfach • CH-4010 Basel
Tel.: 061/205 08 08 • Fax: 061/205 08 09

basel@mccruise.net

www.mccruise.ch

Frauen, Löhne

Verdienen Frauen zu wenig in der Schweiz? Muss der Staat eingreifen? Ein paar Überlegungen zur «Ökonomie der Diskriminierung» (Thomas Sowell). Von Roger Köppel

Verdienen Frauen, bei gleicher Leistung und Tätigkeit, weniger als Männer? Werden Frauen am Arbeitsplatz in der Schweiz aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt, neudeutsch: diskriminiert? Es wäre ein verheerender Vorgang, nicht nur in moralischer Hinsicht. Das Gefühl, dass unsere Marktwirtschaft einigermaßen fair ist und funktioniert, führen wir auf die Tatsache zurück, dass man allein oder zumindest überwiegend aufgrund der Leistung beurteilt wird, die man in den Augen anderer erbringt – ungeachtet der Herkunft, der Hautfarbe, der Religion oder des Geschlechts. Vorurteile dürfen keine Rolle spielen. Würden Frauen benachteiligt, weil sie Frauen sind, müsste man die Marktwirtschaft, wie sie heute besteht, über den Haufen werfen.

Es gibt Leute, die felsenfest davon überzeugt sind, es sei so. Kürzlich hat die Frauenzeitschrift *Annabelle* in einer Titelgeschichte Dutzende von Gewährsleuten versammelt, die die Installierung einer Frauenquote für Führungspositionen in der Wirtschaft fordern. Dieser Forderung liegt die unausgesprochene Behauptung zugrunde, dass Frauen, weil sie Frauen sind, von Männern unten gehalten, gebremst, an ihrer Entfaltung gehindert werden. Viele intelligente Zeitgenossen finden, nur eine staatliche Zwangsquote könne hier endlich eine gewisse Balance herstellen und die «gläserne Decke» sprengen, die Frauen den verdienten, leistungsgerechten Spitzenplatz in den Unternehmen verwehrt. Für die Quotenbefürworter ist es ausgemacht, dass der gleiche, auf «frauenfeindlichen Vorurteilen» beruhende Unterdrückungsmechanismus, der Frauen von den Chefposten fernhält, auch dafür sorgt, dass Frauen bei gleicher Leistung «im Durchschnitt», wie es heisst, schlechter entlohnt werden als Männer.

Niemand bestreitet, dass es Vorurteile gibt und dass Vorurteile unter Umständen unser Handeln beeinflussen. Allerdings ist es wichtig, dass man sich klarmacht, worüber man redet. Vorurteile sind Meinungen und Einstellungen, meistens kritisch, gegenüber bestimmten Personengruppen. Nicht jedes Vorurteil muss allerdings zwingend in Diskriminierung ausschlagen, denn Diskriminierung beginnt erst dann, wenn aus dem Vorurteil eine praktische Handlung geworden ist, die darauf abzielt, die bestimmte Gruppe zu benachteiligen oder



Diskriminierung schadet dem Geschäft.

aber, positiv diskriminierend, zu bevorzugen. Der französische Antisemitismus der dreissiger Jahre war vermutlich nur unwesentlich schwächer als der deutsche Antisemitismus zur gleichen Zeit. Doch im Unterschied zu Frankreich haben die Deutschen irgendwann begonnen, ihre Vorurteile in Gesetze umzuschmieden und schliesslich in eine verbrecherische Politik. Die Frage ist interessant, wann und warum Vorurteile zu Diskriminierungen werden.

Der (schwarze) amerikanische Ökonom und Essayist Thomas Sowell hat zu dieser Frage hochinteressante Untersuchungen geliefert, die auch aufschlussreich sind mit Blick auf die Behauptung, Frauen würden in der Marktwirtschaft diskriminiert und müssten daher mit staatlichen Zwangsmassnahmen geschützt werden. Sowell kommt zum Schluss, dass Diskriminierungen nur dann stattfinden, wenn sich die Diskriminierer die Diskriminierung leisten können. Er macht das anhand von vielen Beispielen anschaulich. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts herrschte in den USA strengste Rassentrennung. Schwarze durften nicht die gleichen Schulen und Hotels besuchen oder Bus-Sitzplätze benutzen wie die Weissen. Viele Berufe blieben ihnen versperrt, ihre Saläre waren miserabel. Trotzdem stiegen genau zu jener Zeit die ersten schwarzen Entertainer zu gutbezahlten, umjubelten Showstars am New Yorker Broadway auf.

Das war nicht deshalb der Fall, weil die Theaterbesitzer keine Rassisten gewesen wären – viele waren es –, sondern ganz einfach deshalb, weil am Broadway laut Sowell ein unglaublich harter Wettbewerb herrschte und es sich die Veranstalter schlicht nicht leisten konnten, auf schwarze Entertainer zu verzichten, die ihnen Abend für Abend die Säle füllten – auch wenn

sie sozusagen die falsche Hautfarbe hatten. Die Kosten, auf einen beim Publikum erfolgreichen schwarzen Künstler zu verzichten, nur weil er schwarz war, waren für die Unternehmer zu hoch. Rassistische Einstellungen gab es, aber es wäre zu teuer gewesen, diese Vorurteile zu handfesten Diskriminierungen voranzutreiben. Nicht edle Gesinnungen, Mut oder Quoten motivierten die Theatermacher, sondern Konkurrenz und Wettbewerb zwangen sie dazu, die schwarzen Künstler zu verpflichten. Diskriminierung schadet dem Geschäft.

In Südafrika, schreibt Sowell, gab es während der Apartheid strenge Quoten für Weisse. Die Unternehmer mussten einen bestimmten Prozentsatz ihrer Stellen zwingend an Vertreter der weissen Rasse vergeben. Die durch Quoten privilegierten Weissen sicherten sich dank gewerkschaftlicher Unterstützung zudem höhere Löhne, als sie das freie Spiel von Angebot und Nachfrage ergeben hätte. Jetzt könnte man meinen, dass die Einführung der Quote die Vorherrschaft der Weissen am Arbeitsplatz erst recht zementiert hätte. Das Gegenteil war der Fall! Die Unternehmer begannen, unter Druck der Konkurrenz und ihrer Kunden, die überbezahlten, quotengeschützten, arroganten weissen Arbeiter durch tüchtige schwarze Arbeiter zu ersetzen, die bei gleicher Leistung marktgerechte, tiefere Löhne akzeptierten. Irgendwann sah sich die Regierung gezwungen, giftige Bussen für die Umgehung der Quoten zu verhängen, doch auch dann noch setzten sich Marktwirtschaft und Leistungsprinzip gegen Quote und Rassen-Diskriminierung durch.

Was ist daraus für die Frauendebatte abzuleiten? Erstens: Quoten bewirken, wie das Beispiel Südafrika zeigt, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung. Auch Quoten haben – wie alle Diskriminierungen, seien sie positiv oder negativ – hohe volkswirtschaftliche Kosten, die sich Unternehmen nur dann leisten können, wenn sie diese Kosten, weil es an Konkurrenz fehlt, an die Kunden weitergeben können oder vom Staat gedeckt bekommen. Es ist vermutlich kein Zufall, dass ausgerechnet der reiche, durch Rohstoffreserven gesegnete Erdölstaat Norwegen eine Frauenquote in der Wirtschaft durchsetzte. Der Erfolg ist Ansichtssache.

Zweitens: Das wirksamste Mittel gegen die Entstehung von Lohndiskriminierungen sind nicht Quoten und staatliche Zwangsmassnahmen, sondern die Beseitigung derselben durch Konkurrenz und Wettbewerb. Die Logik der Marktwirtschaft unterläuft die Neigung, bestimmte Gruppen aufgrund angeborener Eigenschaften, die nichts mit ihrer Leistungsfähigkeit zu tun haben, zu benachteiligen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass Frauen in der Schweiz, nur weil sie Frauen sind, tiefere Löhne bekommen – ich bin der Meinung, dass dies nicht der Fall ist –, bleibt eine möglichst freie und offene Marktwirtschaft das beste Instrument, diese Ungerechtigkeiten zu beenden.



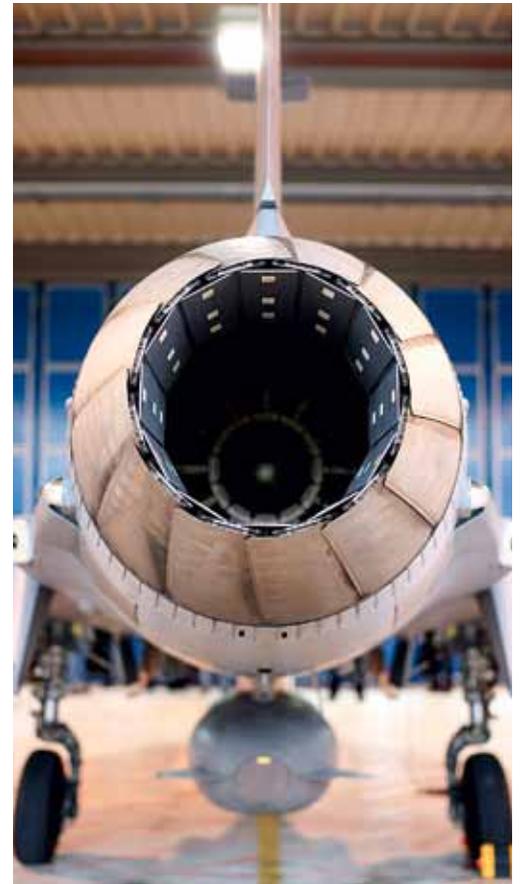
Lohndifferenz: Business-Frau. Seite 16



Weltklasse: Chirurgen. Seite 26



Grounding: Unternehmer Suter. Seite 32



Aktiver Schutz: Kampfjet Gripen. Seite 34

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Mitt Romney auf der Zielgeraden

11 Im Auge Fazil Say, verfolgter Pianist

12 Kommentar Wahlerfolge für die SVP

15 Personenkontrolle Maurer, Andres, Perrenoud, Schochat, Ruprecht, Tschäppät

15 Nachruf George McGovern, US-Politiker

16 Verdienen Frauen zu wenig?

Die Saläre weiblicher Angestellter sind tiefer als die ihrer männlichen Kollegen. Was steckt dahinter?

19 Offener Brief Julia Onken über frauenfeindliche Tendenzen

20 Die Deutschen Det is Berlin!

20 Wirtschaft Neue Abgaben für «Banken und Spekulanten»

21 Ausland Europäische Fliehkräfte

22 Mörgeli Tages-Anzeiger als Propaganda-Blättchen

22 Bodenmann Hugo Chávez im Bundeshaus

23 Medien Der Tod von Newsweek

23 Kostenkontrolle 200 Franken für ein Studenten-GA

24 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

26 Helden der Schweizer Spitzenmedizin

Die Schweiz ist gesegnet mit brillanten Medizinerinnen und Chirurgen. Porträts von drei Top-Spezialisten

29 Spitzenmedizin Die Bremsfaktoren

31 Hochschulen Professoren betätigen sich als Boykotteure

32 Über den Wolken

Moritz Suter, der Flug- und Medienunternehmer

34 Lufthoheit und Heckenschützen

Warum der Gripen-Entscheid des Bundesrats richtig ist

37 Schweiz Initiative will die Pauschalbesteuerung verbieten

48 «Feuert Obama»

Im heissumkämpften Bundesstaat Ohio könnte sich das Rennen ums Weisse Haus entscheiden

51 Edith Wilson Serie über Amerikas First Ladies (8)

52 «Er muss mehr Geschichten erzählen»

Der amerikanische Botschafter in Bern, Donald S. Beyer Jr., erzählt, worauf der Präsident im Wahlfinish achten muss

54 Schmerzhaftes Scheidung

1499 eskalierte der Schwabenkrieg. Die Nachwehen sind bis heute spürbar



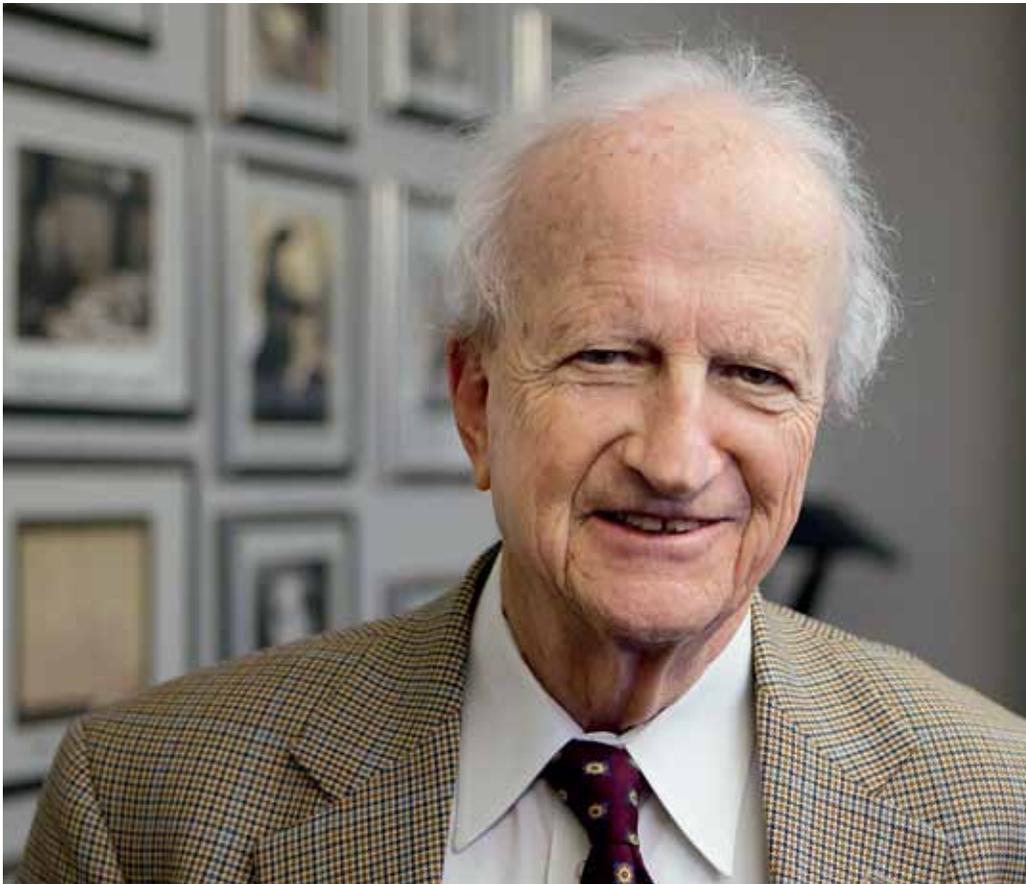
Gut erfunden:
Dampfglätten statt Bügeln.



Die Adora mit der Weltneuheit Dampfglätten.

Als erster Waschautomat entknittert die Adora SLQ die Wäsche mit Dampf, und zwar so gründlich, dass das Bügeln in den meisten Fällen überflüssig wird. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter vzug.ch





«Niemand will als Spielverderber auftreten»: Ökonom Becker. Seite 44

Interview

44 «In der Festung des Neoliberalismus»

Die Chicagoer Schule ist die konservativste Ökonomie-Abteilung der Welt. Ein Besuch bei Wirtschaftsnobelpreisträger Gary Becker, einem ihrer besten Köpfe

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Sylvia Kristel alias Emmanuelle

60 Bestseller

60 Schnell dich an, Baby

Arnold Schwarzeneggers Autobiografie «Total Recall»

62 Das entfesselte Ich

Hommage an die Schweizer Künstlerin Meret Oppenheim im Kunstmuseum Bern

63 Jazz Tania Maria

64 Die Vagina-Chroniken

Naomi Wolf wollte ein Standardwerk über weibliche Sexualität schreiben

66 Top 10

66 Kino «Robot & Frank»

67 Fernseh-Kritik «Arena vor Ort»

68 Namen Walter und Irina Beller am Kispi-Ball

69 MvH Meine Versteigerung

69 Gesellschaft Die rätselhafte Karriere von Sarah Palin

70 Die Besten Schau mal, das ist so süß

71 Thiel Grundlagenhumor

71 Wein Chardonnay Unplugged 2011

72 Sport Doping-Betrüger Lance Armstrong

73 Auto Ferrari FF

74 Hochzeit Mona Gross-Pfeiffer, Liebeskummer-Therapeutin (Teil 2)

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Für jede einzelne Woche im Jahr.



Die Patravi Calendar ist die erste Uhr in rundem Gehäuse, welche mit dem Manufakturwerk von Carl F. Bucherer ausgestattet ist. Das Funktionsmodul CFB A1004, die peripher gelagerte Schwungmasse, der Mechanismus zur Grossdatumschaltung sowie die Wochenanzeige beweisen: Die Patravi Calendar verkörpert den perfekten Zeitmesser für Ästheten und Technikfreunde.

www.carl-f-bucherer.com



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 40, T 061 261 40 00, **Bern**, Marktgasse 2, T 031 328 90 90, **Davos**, Promenade 69, T 081 410 00 50, **Genf**, 45, Rue du Rhône, T 022 319 62 66, 22, Rue du Mont-Blanc, T 022 732 72 16, **Interlaken**, Höheweg 43, T 033 826 02 02, **Lausanne**, Rue de Bourg, T 021 312 36 12, **Locarno**, Piazza Grande, T 091 751 86 48, **Lugano**, Via Nassa 56, T 091 923 14 24, **Luzern**, Schwanenplatz 5, T 041 369 77 00, **St. Gallen**, Multergasse 15, T 071 222 02 22, **St. Moritz**, Via Maistra 17, T 081 833 31 03, **Zermatt**, Bahnhofstrasse 6, T 027 967 53 53, **Zürich**, Bahnhofstrasse 50, T 044 211 26 35, **Zürich Flughafen**, Airside Center, T 044 800 85 40, **KURZ** Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 39, T 061 269 60 60, **Luzern**, Weggisgasse 25, T 041 419 40 20, **Zürich**, Bahnhofstrasse 80, T 044 219 77 77 und **SWISS LION** Geschäfte **Engelberg**, Titlis, T 041 372 10 90, **Luzern**, Löwenplatz 11, T 041 410 61 81.

Der optimale Start ins Anlegen. UBS Anlageplan.



**Jetzt den UBS Anlageplan abschliessen
und von 2% Zins profitieren.**
Erfahren Sie mehr unter 0800 868 402 oder
www.ubs.com/anlageplan

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 2012 kommen Sie in den Genuss eines besonders attraktiven Anlageangebotes. Zahlen Sie einen Anlagebetrag von mindestens 10 000 Franken bzw. Euro in den UBS Anlageplan ein und investieren Sie so über 24 Monate eine gleichbleibende Summe in den von Ihnen ausgewählten UBS Anlagefonds. Nebst dem Spezialzins von 2% auf der noch nicht investierten Einlage partizipieren Sie an der Entwicklung der Finanzmärkte. Sie haben so die Chance, von langfristig höheren Erträgen zu profitieren.

Wir beraten Sie gerne.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Clever und smart

Von Urs Gehrig — Debatten prägen das Rennen ums Weisse Haus. In drei TV-Duellen hat der einstige Aussenseiter Mitt Romney an präsidentialer Statur gewonnen. Ein Sieg liegt in Reichweite.



Nahezu perfekt: Romney (links) und Obama beim dritten TV-Duell in Boca Raton, Florida.

Als Mitt Romney Anfang Oktober in Denver, Colorado, zur ersten Präsidentschaftsdebatte erschien, galt er selbst bei vielen Republikanern als «Dead Man Walking» – als wandelnder Toter. In den Umfragen lag er zurück, das Gros der Medien hatte ihn bereits abgeschrieben. Doch in der ersten Direktbegegnung mit dem Präsidenten kam es vor den Augen von 70 Millionen Amerikanern zu einer gewaltigen Überraschung. Der bisher blasse Romney wuchs über sich hinaus. Präsident Obama dagegen wirkte komatös und lustlos – und fiel prompt in ein Umfragetief.

Will man eine Parallele aus der amerikanischen Geschichte aufgreifen, war das Colorado-Duell die Schlacht am Little Bighorn, wo die vermeintlich unterlegenen Indianer den US-amerikanischen Soldaten eine empfindliche Niederlage zufügten. Wie einst General Custer hatte Obama nicht damit gerechnet, auf einen höchst motivierten und schlaue kämpfenden Gegner zu treffen.

Die zweite Debatte in Hempstead, New York, erinnerte an die Schlacht von Shiloh, eines jener Gefechte im amerikanischen Bürgerkrieg, das beidseits intensiv ausgetragen wurde, aber den Kriegsverlauf nicht beeinflusste. Umso höher war die Spannung vor der dritten und letzten Debatte vergangenen Montag in Boca Raton, Florida, welche sich ausschliesslich um

Aussenpolitik drehen sollte. Sie hätte zu einem Gettysburg werden können, einem Wendepunkt, wie die Schlacht, welche die Kehrtwende im Bürgerkrieg markierte.

Für Romney lagen ausreichend Themen für einen Frontalangriff auf den Präsidenten bereit: die fortschreitende Uran-Anreicherung des Iran zum Beispiel. Oder Obamas voreiliges Festlegen des Truppenabzugs aus Afghanistan. Und, vor allem, Bengasi, wo US-Botschafter Stevens am Jahrestag von 9/11 schutzlos von Terroristen ermordet wurde.

Der Dominator wurde neutralisiert

Wer nun allerdings ein aggressives Powerplay Romneys erwartet hatte, rieb sich nach wenigen Minuten die Augen. Statt anzugreifen, zelebrierte Romney Einigkeit mit dem Präsidenten; wenn Obama angriff, wich er aus. Kein Wunder, dass sich das Obama-Camp sofort zum Sieger erklärte, gestützt durch fast alle Zuschauerumfragen.

Doch Romney hat das letzte Duell keineswegs verloren. Obama war der Dominator – aber der Republikaner neutralisierte ihn. Darin manifestierte sich einmal mehr Romneys Cleverness. Sie liegt in seiner Fähigkeit, das Gegenteil von dem zu tun, was der Gegner von ihm erwartet.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Türkischer Marsch



Fazil Say, verfolgter Pianist.

Fazil Say ist am Flügel – und darüber hinaus – ein ungeheurer Verführer, sprühend vor Talent und fast explodierend vor Spielfreude in den Konzertsälen der Welt, und niemand sieht diesem gefeierten Tasten-Beau an, dass ihm als Kind eine Hasenscharte operiert worden ist. Er durchwandert in seinen Rezi-tals die Musikgeografie und kommt dann oft zum Jazz und immer wieder mit virtuoser Ironie zum «Türkischen Marsch».

Mozart ist heute ein Türke, ein Pianist und Komponist, der statt einer Oper wie «Entführung aus dem Serail» ein Violinkonzert mit dem Titel «1001 Nacht im Harem» aufs Notenpapier brachte. Fazil Say, 42, der orientalische Wiedergänger des Wieners, wird momentan allerdings mehr mit den russischen Pussy-Riot-Punkerinnen verglichen, die wegen Majestätsbeleidigung in den Gulag geschickt werden. Say droht Gefängnis wegen Zitaten aus einem tausendjährigen Gedicht des persischen Dichters Omar Khayyam zur Vorstellung des Islam vom Paradies und wegen ein paar Witzeleien über die Geistlichkeit, die er im April über Twitter verbreitet hatte – Vorwand für einen Einschüchterungsprozess des konservativ-religiösen Regimes des Ministerpräsidenten Erdogan gegen einen aufmüpfigen Staatskritiker. «Ich bin wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt, der angeklagt wird, weil er Atheist ist», spottet Say.

Er hatte 2007 ein Requiem komponiert zur Erinnerung an die 35 alevitischen Intellektuellen, die im Jahre 1993 in der anatolischen Stadt Sivas einem Brandanschlag von sunnitischen Fanatikern zum Opfer gefallen waren. Die Regierung Erdogan verbot die Aufführung. Say musiziert mit Klavierkonzerten und Titeln wie «Brennendes Nirwana» und «Schweigendes Anatolien» gegen die Tendenzen zu einem Rückfall ins Mittelalter an, aber heute ist er so weit, nach Japan auszuwandern, «weil meine Karriere nach anderthalb Jahren im Gefängnis zu Ende wäre». Der Prozess wurde bis Februar vertagt, und Fazil Say spielt am 23. November in Bern. Kennt er den «Berner Marsch»?

Peter Hartmann

In der aussenpolitischen Debatte verhielt er sich nahezu perfekt, tappte in keine Falle, leistete sich keinen peinlichen Schnitzer und gab dem Kontrahenten nie Anlass, ihn als Kriegstreiber zu brandmarken. Im Gegenteil. Romney strebte zur Mitte, ja überholte – zur Irritation Obamas – den Demokraten bisweilen sogar links. Etwa als er dem Präsidenten zur Tötung von Bin Laden gratulierte, aber sogleich anfügte, «wir können uns nicht aus diesem Schlamassel herausmorden», und mehr Wirtschaftshilfe für muslimische Staaten forderte.

Während Obama aufgekratzt auftrat und Romney oft ins Wort fuhr, blieb dieser ruhig und gefasst: «Mich anzugreifen, ist keine Strategie.» Obwohl bar jeder aussenpolitischen Erfahrung wirkte er präsidial. «Romney hat den Commander-in-Chief-Test bestanden», urteilte der altgediente Präsidenten-Berater David Gergen auf CNN. Romney kaufte Obama sogar den Schneid ab, als er Einsparungen bei den Streitkräften mit Verweis auf 9/11 strikt ablehnte: «Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bereithält.»

Fazit: Mit seinem Kantersieg in der ersten Debatte nahm Romney das Heft in die Hand. Obwohl Obama die folgenden Duelle nach Punkten gewann, ist das Momentum bis dato auf Romneys Seite geblieben. Der Grund dafür liegt in einer ebenso smarten wie ökonomischen Strategie Romneys, die er auch in der dritten Debatte umsetzte. Zielstrebig lenkte er den Fokus von der Aussenpolitik auf jenes Schlachtfeld, auf dem die Präsidentenwahl entschieden wird: auf Wirtschaft, Arbeitslosigkeit und das Budgetdefizit – die drei Themen, welche den Wählern mit Abstand am meisten Sorgen bereiten.

«Die grösste Gefahr für unsere nationale Sicherheit ist unsere Verschuldung», sagte Mike Mullen, der ehemalige Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, im August. Romney hat diese Gefahr auf drei Worte reduziert: «Sechs Billionen Dollar!» Um diese gigantische Summe hat Obama das Land tiefer ins Schuldenloch geritten. Kein Präsident vor ihm hat solches in einer Amtszeit geschafft. Immer wieder erinnerte Romney das Wahlvolk an dieses Debakel. Und versprach, dass er als Präsident es nicht zulassen würde, der nächsten Generation eine solch unmoralische Hypothek zu hinterlassen.

Präsidentenwahlen werden von Analysten oft als nicht wahlentscheidend bezeichnet. Dieses Jahr haben sie das Rennen um Weisse Haus erst recht entfacht. Beide Kandidaten liegen Kopf an Kopf. Die letzten Tage bis zur Wahl am 6. November versprechen Spannung pur. Nicht ausgeschlossen sogar, dass die letzte Debatte dereinst doch noch als «Gettysburg 2012» in die Geschichte eingehen wird: als jener Moment, in dem Romney auf die Siegerstrasse eingebogen ist.

Mehr zum Thema: Seite 44

Kommentar

Der nützliche Feind

Von Urs Paul Engeler — Die Serie von Attacken auf ihre Exponenten beschert der SVP wieder Wahlerfolge.

Vor gut einem Jahr schien die Schweizerische Volkspartei (SVP) auf ihr Allzeithoch zuzusteuern. Unbedrängt, ungebremst, unangefochten, von niemandem mit voller Wucht attackiert, zog sie fröhlich in die nationalen Wahlen. Die Gegner hatten die Dominanz akzeptiert und verhielten sich ruhig. Noch bevor die ersten Couverts mit dem Wahlmaterial versandt worden waren, wurde die Partei zur grossen Siegerin erklärt; die Kommentatoren überboten sich mit Rekordprognosen. Um die dreissig Prozent werde sie erreichen, lautete der Tenor. Tollpatschig und träg, den Triumph vor Augen, tappte die SVP in ihre schwerste Niederlage. Anerkennung und Applaus sind Gift für die Partei.

Transparenz für den Bürger

In den letzten Monaten und Wochen kursierten die düstersten Vorhersagen: «Der Faden ist gerissen» (Schweizer Fernsehen), minus 3,4 Prozent (Weissagung der *Aargauer Zeitung*), «Oje, SVP! Noch mal 3 % weg» (Titelstory im *Sonntagsblick*), «ungeschickt verhalten» (*Tages-Anzeiger*), «Niedergang der einstigen Siegerpartei» (Schweizer Fernsehen). Von allen Seiten verlacht und angegriffen, konnte die SVP im Kanton Aargau, in der «Testwahl für das Land», wie der auf die grandiose Schlappe hoffende *Tages-Anzeiger* vor dem Urnengang orakelte, sogar leicht auf 32 Prozent Wähleranteil zulegen und die stolze Zahl von 45 Sitzen im

Grossen Rat locker halten. Dies alles, obwohl die kantonale Sektion tief zerstritten und schlecht aufgestellt ist. Hohn und Spott verleihen der Partei Flügel.

Die starke Bestätigung im viertgrössten Kanton setzt eine ganze Serie von SVP-Erfolgen fort: Sitz- und Wähleranteilgewinne im Kanton

Der Machtapparat verfolgt die Opposition, grenzt sie aus, säubert die Institutionen.

Schaffhausen, in den Walliser Kommunen sowie in den meisten Berner Gemeinden (erstaunlich markant vor allem in der Stadt Biel). Seit die Exponenten der Partei von allen staatlichen und andern Instanzen gejagt werden und seit die Partei «vor allem Negativschlagzeilen» (Schweizer Fernsehen) schreibt, geht es der SVP merklich besser. Der zeitliche und inhaltliche Konnex ist eindeutig genug: Die rabiate Razzia im Hause von Christoph Blocher, das politisch motivierte Berufsverbot für Professor Christoph Mörgeli oder das alberne Rassismus-Verfahren gegen den Zürcher SVP-Präsidenten und Nationalrat Alfred Heer haben die verunsicherte Partei wieder auf die Spur gebracht.

Die kleine Renaissance der SVP ist jedoch nicht einfach die Reaktion nach dem infantilen Muster «Jetzt erst recht!». Der konzertierte Angriff auf die Partei und deren Personal hat die richtigen Verhältnisse im Lande wiederhergestellt: Der Machtapparat, der in der Gestalt der Justiz, der Bildungsfunktionäre oder der verbundenen Medien auftritt, verfolgt die Opposition, grenzt sie aus, säubert die Institutionen, konsequent. Das schafft Klarheit und Motivation. Je harmonischer das Gesäusel, umso rascher verliert die SVP ihre Rolle und Aufgabe aus den Augen. Je heftiger, je länger und je breiter die Anfeindungen vorgetragen werden, umso deutlicher treten die politischen Konturen und Mechanismen zutage – und umso nachhaltiger profitiert die Partei.

Wenn die Verfahren der Zürcher Justiz gegen Christoph Blocher und Alfred Heer andauern und gar zu Anklagen und abenteuerlichen Prozessen führen, wenn weitere Untersuchungen angezettelt und neue Säuberungen durchgezogen werden, so ist dies für die Betroffenen zwar ärgerlich bis schmerzhaft, doch im grösseren Zusammenhang nützlich. Nicht weil die SVP dabei gewinnt, sondern weil dies dem Bürger dient. Er erhält auf unterhaltsame Art sehr viel Transparenz.



Hohn und Spott: Sonntagsblick-Titel.

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
SWISS MADE

LADYSKO

dansko



z.B. FÜR SIE
HELVESKO 
ASCOT
Gr. 36-42 319.-

HELVESKO  **LADYSKO**
SWISS MADE

und **dansko**-Bequemschuhe werden exklusiv für INTEGRA Nussdorf AG in der **SCHWEIZ** und in **EUROPA** produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

Bestellen Sie über den Versand oder verlangen Sie **gratis** unseren 112-seitigen Herbst-/Winter-Katalog 2012:

INTEGRA Nussdorf AG
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

www.integra-ag.ch

Fachkompetente Beratung und Verkauf in unseren 14 HELVESKO-LadySko-Dansko-Bequemschuh-Fachgeschäften:
Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173, **Chur (GR)** Vazerolgasse 1,
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8, **Ittigen (BE)** Im Talgut-Zentrum,
Luzern (LU) Frankenstrasse 12, **Schlatt/Neuparadies (TG)** Diessenhoferstrasse 14c, **Urdorf (ZH)** Bergstrasse 37, **Möhligen (AG)** Salinenstrasse 12.

Weitere Fachgeschäfte in: Fribourg, Genf, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon.



Mit 85 Jahren kann
man ruhig mal was an
sich machen lassen.



*Neues Design. Neue Chefredaktorin. Neues Konzept.
Aber schauen Sie sich das am besten selbst mal an.
Jetzt am Kiosk.*

www.das-ideale-heim.ch

Ideale seit 1928

Personenkontrolle

Maurer, Andres, Perrenoud, Schochat, Ruprecht, Tschäppät

Klammheimlich hat VBS-Chef **Ueli Maurer** (SVP) seinen Pressechef Verteidigung, **Jacques Andres**, entsorgt. Die Auflösung des Dienstverhältnisses war Teil eines Deals. Andres war als oberster Chef «Öffentliche Veranstaltungen» mitverantwortlich für den illegalen Einsatz von Freiwilligen, die nicht über das ordentliche Budget entschädigt wurden, sondern aus der Erwerbsersatzordnungs-Kasse. Mit Andres' Kündigung wurde das gegen ihn eingeleitete Disziplinarverfahren eingestellt. Details gibt das VBS nicht bekannt («Persönlichkeitsschutz»). Pikanterweise ist der fehlbare Andres, der fast ein Jahr Zwangsferi-



Klammheimlich: VBS-Chef Maurer.

en bezogen hat, der Ehemann von Beatrice Meli Andres, der administrativen Chefin der Kontrollinstanz GPK. Gleich verschleiert wird das Verfahren gegen den freigestellten EO-Drahtzieher Oberst Heinz Zahn abgewickelt. Eine Vereinbarung mit dem VBS-Veranstalter stehe kurz vor dem Abschluss: «Der Inhalt ist personalvertraulich und kann nicht weiter erläutert werden.» (*upe*)

Die Skurrilitäten im Hause des überforderten Berner Gesundheitsdirektors **Philippe Perrenoud** (SP) häufen sich. Auch der Kantonsarzt **Thomas Schochat** figuriert in keiner offiziellen Datenbank des anerkannten Medizinalpersonals der Schweiz und verfügt somit nicht über die Voraussetzungen für eine Berufsausübungsbewilligung (BAB). Perrenoud hatte Schochat 2007 zum Abteilungsleiter im Kantonsarztamt, 2008 zum Vize- und 2010 schliesslich zum Kantonsarzt ernannt, der BAB erteilt und überwacht. Der in Müllheim (Deutschland) wohnhafte Schochat (52) ist in Bern als Wochenaufenthalter registriert und führt einen anhaltenden Rechtsstreit mit den Steuerbehörden. Nach den Erkundigungen der *Weltwoche* hat der oberste Berner Arzt nun bei der Medizinalberufekommission ein Gesuch um Anerkennung als Arzt eingereicht. (*upe*)



Skurrilitäten: SP-Politiker Perrenoud.

Letzten Montag kurz vor 12 Uhr. An der Berner Gerechtigkeitsgasse 28 erwartet Feinmechaniker **Markus Ruprecht** eine dringende Anlieferung Motorenblöcke. Die Fracht ist in Sichtweite, als ein Motorroller Marke Piaggio anbraust und auf dem markierten Güterumschlagplatz vor Ruprechts Werkstatt quer parkiert. Es steigt ein stadtbekanntes Gesicht ab: **Alexander Tschäppät** (SP), grauer Sakko, weisses Hemd.

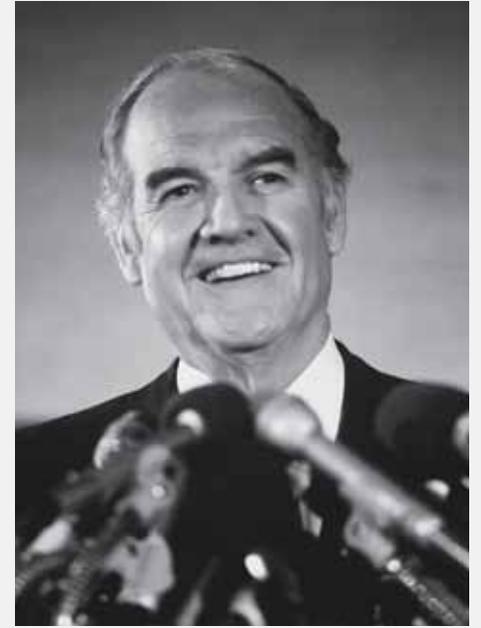
Bloss eine Gehminute von seinem Regierungssitz entfernt und ohne ersichtliches Umschlaggut schreitet der Magistrat ins Restaurant «Verdi» vis-à-vis. Minuten verstreichen. Direkt am Fenster sitzt er in regem Zwiegespräch. Mittagessen wird aufgetischt, während Ruprechts Fracht nach einem Ladeplatz sucht. Gemäss Strassenverkehrsgesetz ist Güterumschlag «das Verladen, Umladen oder Ausladen von Sachen, deren Grösse oder Gewicht die Beförderung durch ein Fahrzeug nötig machen». Der Umschlag sei «unverzüglich vorzunehmen», ergänzt der Bernische Verkehrsdienst auf Anfrage. Um 13.17 Uhr schliesslich erhebt sich Stapi Tschäppät von der Tafel, sattelt seinen Roller (siehe Bild) und rauscht von dannen - so rassig, dass es ihm ein Bündel Akten (Umschlaggut?) aus der Tasche weht. Obwohl eine Verkehrspatrouille Tschäppäts Roller um 12.30 Uhr mit einem weissen Strich markiert hatte, kommt der Parksünder ungeschoren davon.

«Vor dem rigorosen Stadtberner Bussenregime sind alle gleich», sagt Mechanikermeister Ruprecht, der noch immer auf das Abladen seiner Fracht wartet, «nur einer ist gleicher». (*geh*)



Im Parkverbot: Stadtpräsident Tschäppät.

Nachruf



Ganz normal: US-Politiker McGovern.

George McGovern (1922–2012) — Er bat mich, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen, sass ans Steuer der alten Karosse und machte sich – ohne Entourage – auf Wahlreise durch sein South Dakota, wo der Pfarrerssohn in der Prärie aufgewachsen war. Acht Jahre zuvor hatte George McGovern als demokratischer Herausforderer im Wahlkampf gegen Nixon eine vernichtende Niederlage eingesteckt. Jetzt, 1980, verteidigte er seinen Sitz als Senator.

Im Auto erklärte mir der frühere Geschichtspräsident Amerika. Ja, alle sagten, sie wollten sparen, aber niemand wolle auf die Sozialleistungen des Staates verzichten. Wir fuhren zu einem kleinen Flugplatz, wo er seinen Senatskollegen «Scoop» Jackson begrüessen wollte. Ich staunte. Vietnamkriegsgegner McGovern und Erzfeinde Jackson – der «Senator von Boeing» – hatten das politische Heu nicht auf der gleichen Bühne, waren aber beste Freunde. Im Zweiten Weltkrieg hatte Bomberpilot McGovern gefährliche Missionen geflogen und für eine kaltblütige Notlandung das Distinguished Flying Cross erhalten.

Aus einfachen Verhältnissen stammend, setzte er sich für die Arbeiter und Kleinbauern ein. Aussenpolitisch suchte er, womöglich naiv, den Ausgleich mit der Sowjetunion. Er sagte von sich, er sei ein ganz normaler, gesunder Amerikaner, der sein Leben lang mit der gleichen Frau verheiratet war. Am Sonntag ist McGovern 90-jährig gestorben. Der konservative Kommentator George Will sprach für viele, als er ihn als einen der anständigsten Menschen bezeichnete, denen man in der US-Politik begegnen könne.

Hanspeter Born

Die grosse Lohnabrechnung

Von Christoph Landolt und Florian Schwab — Die Saläre weiblicher Angestellter sind im Durchschnitt tiefer als die ihrer männlichen Kollegen. Das stimmt. Aber was steckt dahinter? Diskriminierung? Eine Verschwörung der Männer? Andere Gründe? Die behauptete Unterdrückung lässt sich nicht belegen.

Seitdem die FDP-Frauen eine staatliche Frauenquote fordern, bröckeln die Dämme. Die Zeitschrift *Annabelle*, die Anwältin der Frau, porträtiert in ihrer neuesten Ausgabe 200 bekannte Quotenbefürworter, darunter zahlreiche Prominente. Das Berner Stadtparlament schreibt fest, dass künftig mindestens 35 Prozent aller Spitzenbeamten Frauen sein müssen. Die Zeitungen bringen Kommentare zum Thema, das Fernsehen eine «Arena». Der Tenor ist eindeutig: Schluss mit der Männerdominanz in den Führungsetagen, Schluss mit

der «gläsernen Decke». Schluss überhaupt mit der Ungleichheit im Beruf.

Man ist sich einig: Eines der grössten Probleme, das der Gleichstellung im Weg steht, ist die angeblich unfaire Bezahlung. «1000 bis 2000 CHF weniger Lohn: Jetzt reicht's!», wet-

tert die Gewerkschaft Unia in den aktuellen Lohnverhandlungen der Maschinenindustrie.

Dass Frauen beim Lohn diskriminiert werden, gilt als eine allgemein anerkannte Gewissheit und wird auch von höchster Stelle immer wieder bestätigt. «Seit 30 Jahren kommen Frauen nicht zu ihrem Recht!», ist Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) überzeugt und überlegt bereits eine staatliche Lohnpolizei, welche die Lohngleichheit in den Betrieben durchsetzen soll. Im öffentlichen Beschaffungswesen wird verlangt, dass ein Unternehmen keine statistisch messbare «Lohndiskriminierung» betreiben darf.

Aber stimmt die These von den unfairen Frauenlöhnen überhaupt? Eine Antwort verspricht eine vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann sowie vom Bundesamt für Statistik bestellte Studie mit dem trockenen Titel «Analyse der Löhne von Frauen und Männern anhand der Lohnstrukturerhebung 2008». Geschrieben wurde die Studie vom Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien Bass, einer Privatfirma. Alle zwei Jahre, das nächste Mal Ende 2012, wird eine neue Ausgabe der Studie vorgestellt. Bereits jetzt ist klar, dass das Gleichstellungsbüro dringenden Handlungsbedarf sehen wird, weil Männer und Frauen nicht gleich viel verdienen, was eine Diskriminierung darstelle.

Diskriminierung liegt dann vor, wenn eine Frau weniger Lohn erhält ausschliesslich aufgrund der Tatsache, dass sie eine Frau ist. Das wäre alarmierend. Immerhin würde der Beweis, dass Lohndiskriminierung existiert, die Regeln der Marktwirtschaft in Frage stellen: Warum sollte ein Unternehmen überhaupt noch Männer beschäftigen, wenn die Frauen den gleichen Job doch kostengünstiger machen? Nur ein Chef, der nicht rechnen kann, bezahlt männlichen Angestellten zu hohe Löhne, nur weil sie Männer sind. So ein Chef müsste schleunigst entlassen werden.

Tatsache ist: In der Schweiz verdienen Männer mehr als Frauen. Es gibt aber keine belastbaren Anhaltspunkte, dass Frauen aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt würden.



Für das Jahr 2008 beträgt der Unterschied zwischen dem Durchschnittslohn von Männern und Frauen gemäss Bundesamt für Statistik (BFS) 25 Prozent. Es gibt Gründe für die Lohnunterschiede, die viel mit der Berufswahl zu tun haben: In Coiffeursalons oder an der Kaufhaus-Kasse sind Frauen deutlich übervertreten. Männerlastig sind dafür der Trading-Floor bei der Grossbank oder die Entwicklungsabteilung der IT-Firma.

Offensichtlich ziehen besonders produktive (und somit gutbezahlte) Tätigkeiten mehr Männer an. Mit Diskriminierung hat das nichts zu tun. Frauen bewerben sich seltener für die hochintensiven Jobs. Das weiss auch das Büro Bass und versucht, den gerechtfertigten Teil des Lohnunterschieds aus der Untersuchung herauszurechnen. Als diskriminierend weisen die Bass-Autorinnen lediglich 40 Prozent des Lohnunterschieds aus. Die 25 Prozent Unterschied in den Durchschnittslöhnen schmelzen also auf deutlich weniger bedrohliche, einstellige 9,6 Prozent zusammen.

Ideologie und Statistik

In einem Kurzschluss argumentiert das Büro Bass, diese 9,6 Prozent Lohnunterschied gingen auf Diskriminierung zurück, weil sie nicht durch objektive Faktoren wie Ausbildung, Berufserfahrung oder Tätigkeitsgebiet erklärbar seien. Aus der blossen Feststellung von Lohnunterschieden schliesst das Büro also automatisch, es gebe Diskriminierung.

Die korrekte Antwort aber lautete: Man verfügt nicht über Daten, die eine solche Schlussfolgerung erlauben. In den USA gibt es zum Beispiel Statistiken, die belegen, dass Asien-Amerikaner im Durchschnitt höhere Einkommen, tiefere Kindersterblichkeitsraten und bessere Anerkennungsquoten bei Hypothekarkrediten erzielen als weisse Amerikaner.

Diese Statistiken, die zweifelsfrei klare Unterschiede aufzeigen, werden nie als Beleg für eine Benachteiligung von Weissen durch Asien-Amerikaner gedeutet, während ähnliche Statistiken, die Unterschiede zwischen Frauen und Männern oder Weissen und Schwarzen dokumentieren, meistens als Beweis für eine Diskriminierung genommen werden. Daran zeigt sich, wie sehr ideologisch aufgeladen die Auswertung solcher Statistiken ist. Die Zahlen sollen in der Regel einfach bereits bestehende Thesen untermauern.

Was also könnten die wahren Ursachen der vom Büro Bass vorschnell gedeuteten Schweizer Lohnunterschiede sein? Ein paar mögliche Erklärungen:

1—Die Bass-Autorinnen rechnen alle Angaben auf einen «Vollzeit standardisierten Bruttolohn» hoch. Der Lohn einer Teilzeit-Mitarbeiterin, die zu 20 Prozent arbeitet, wird also mit dem Faktor fünf multipliziert und dann mit dem Lohn eines männlichen Kollegen ver-

glichen, der zu 100 Prozent angestellt ist. Arbeitet er fünfmal mehr als sie? Davon geht das Büro Bass aus, dabei gilt es unter Personalchefs als ausgemacht, dass Teilzeitarbeit weniger produktiv ist und entsprechend weniger gut bezahlt wird als Vollzeitarbeit. Man kann einen 20-Prozent-Job nicht einfach linear auf eine 100-Prozent-Stelle hoch- und damit schönrechnen. Die Standardisierung auf einen 100-Prozent-Lohn findet man aus diesem Grund in anderen Ländern weniger. In den USA werden beispielsweise nur Vollzeitstellen miteinander verglichen. Glaubt man aber den Daten des Bundesamts für Statistik, arbeiten Männer sogar deutlich mehr als Frauen. Sie leisten im Schnitt pro Woche 1,4 Stunden Überzeit, Frauen nur 0,7. Der Faktor Überzeit zeigt beispielhaft, wo man suchen muss, wenn man die Lohnunterschiede verstehen will: beim Einsatz für den Beruf, der bei Männern tendenziell höher ist.

2—Nicht erklärbare Unterschiede – die 9,6 Prozent – müssen nicht auf Diskriminierung hinweisen. Sie können auch daher rühren, dass es zu wenig Daten gibt. Die Autorinnen berücksichtigen bei ihren Rechnungen das Alter und das Dienstalalter innerhalb des Betriebs, die beide einen positiven Einfluss auf den Lohn haben. Nicht erfasst und berücksichtigt wird aber die – viel wichtigere – Anzahl Berufsjahre. Frau Meier, 38, die nach zwölf Jahren Kinderpause und drei Jahren in einer Firma X zur Firma Y wechselt, dürfte dort weniger gut bezahlt werden als der gleichaltrige Herr Müller, der insgesamt fünfzehn Jahre bei verschiedenen Firmen gearbeitet und kürzlich zu einem neuen Arbeitgeber gewechselt hat. Das ist nicht diskriminierend, sondern eine realistische Bewertung der Berufserfahrung. Hinzu kommt, dass die Erstausbildung von Frau Meier nach all den Jahren nicht mehr gleich viel wert ist wie damals, als sie gerade ihren Abschluss machte.

Humankapital ist flüchtig. Der amerikanische Ökonom Thomas Sowell hat nachgewiesen, dass alle vermeintlichen Diskriminierungseffekte verschwinden, wenn man berufstätige Frauen ohne Kinder mit berufstätigen Männern ohne Kinder in ähnlicher Position vergleicht. In den Schweizer Daten ist dies nicht einmal ausgewiesen. Diese Defizite sind auch beim BFS bekannt. Eine wissenschaftliche Mitarbeiterin stellt in Aussicht, dass in Zukunft das Datenmaterial entsprechend erweitert wird.

3—«Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit!» lautet die Forderung des Gleichstellungsbüros. Doch was ist eigentlich «gleichwertige Arbeit»? Die Statistiker haben darauf eine sehr einfache – zu einfache – Antwort. Sie teilen die ganze Wirtschaft in nur 17 Branchen und 21 verschiedene Tätigkeitsarten auf. Das führt

dazu, dass Äpfel mit Birnen verglichen werden: Der Chefarzt einer angesehenen Herzklinik wird gleich kategorisiert wie die Leiterin einer kleinen Veterinärklinik. Der Chef eines grossen Verlagshauses findet sich auf derselben Stufe wie die Geschäftsleiterin eines Copy-Shops. Wenn er mehr verdient als sie, ist das nicht diskriminierend, sondern logisch.

Der Basler Wirtschaftsprofessor Peter Kugler, der in den 1980er Jahren die erste Schweizer Untersuchung aufgrund von individuellen Angestelltendaten anfertigte, hat damals einen nicht weiter erklärbaren Lohnunterschied von 6 bis 7 Prozent gemessen und mit diesem relativ unspektakulären Resultat intensive Diskussionen ausgelöst bis hin zu offener Ablehnung überzeugter Feministinnen. «Die Produktivität eines Mitarbeiters ist nur sehr schwer statistisch erfassbar», beschreibt er die grösste Schwierigkeit. Noch etwas stimmt skeptisch: Im Jahr 2001 hat die junge Ökonomin Laure Dutoit – sie arbeitet heute im Büro Bass – nachgewiesen, dass mit einer geringen Umstellung der statistischen Fragestellung ein anderes Resultat herauskommt. Anstatt zu fragen, wie die Qualifikation den Lohn beeinflusst, stellte sie die Frage umgekehrt: Ermöglicht der Lohn Rückschlüsse auf die Produktivitätsmerkmale eines Angestellten? Das überraschende Ergebnis der statistischen Analyse: Bei Frauen und Männern

Es gibt kein schlechtes Wetter. Es gibt nur unpassende Schuhe.

THE SHOE PEOPLE



RUE DU MARCHÉ
349 CHF



NAVYBOOT
SWITZERLAND



Lohnpolizei: Ministerin Simonetta Sommaruga.

mit gleichem Lohn waren die Frauen im Durchschnitt schlechter qualifiziert. Heute distanziert sie sich von den Ergebnissen. Diese seien «ökonomisch falsch». Widersprüchliche Effekte je nach Richtung der Fragestellung, wie im Falle von Dutoit, stärken nicht eben das Vertrauen in die Befunde.

Wenn Statistiken willkürlich interpretiert werden, drängt sich der Verdacht auf, dass dies aus politischen Gründen passiert. Tatsächlich scheinen sehr wenige Frauen Opfer von Lohndiskriminierung zu sein. Im Kanton Zürich klagten zwischen dem Inkrafttreten des Gleichstellungsgesetzes im Jahre 1996 und einer Untersuchung des Bundesamts für Justiz im Jahr 2004 weniger als zehn Frauen erfolgreich aufgrund einer Lohndiskriminierung im Sinne des Gleichstellungsgesetzes.

Geht man, anders als das Büro Bass, davon aus, dass das geringfügig tiefere Lohnniveau der Frauen ein Resultat freier Entscheidungen, unterschiedlicher Lebensläufe und marktwirtschaftlicher Faktoren ist, dann wird klar, dass eine absolute Lohngleichheit nicht realistisch ist.

Feministinnen mögen nun einwenden, dass ebendiese freien Entscheidungen, unterschiedlichen Lebensläufe und marktwirtschaftlichen Faktoren in sich eine Diskriminierung darstellen. Aus ihrer Sicht können nur Männer frei entscheiden – Frauen aber würden durch unzureichende Kinderbetreuungsmöglichkeiten und anerzogene, patriarchale Verhaltensmuster in ihrer Selbstentfaltung gebremst. In einer frauengerechten Gesellschaft, so ihre Überzeugung, wäre alles anders.

Tatsächlich unterscheiden sich die Lebensentwürfe von Frauen in allen freien Gesellschaften nur unwesentlich – egal, wie sehr die Politik auch versucht, als Ingenieurin der gesellschaft-



Beispiel Island: Premier Jóhanna Sigurðardóttir.

lichen Realität die Spielregeln zu verändern. Nehmen wir das Beispiel Island, das diese Woche erneut vom World Economic Forum (WEF) zum frauenfreundlichsten Staat der Welt gekürt wurde: Island wird von einer Premierministerin geführt, kennt eine 40-Prozent-Frauenquote für Verwaltungsräte, verfügt über ein exzellentes Krippenangebot und grosszügige Regelungen für Mutter- und Vaterschaftsurlaub. Trotzdem arbeiten meistens die Frauen Teilzeit. Die Isländerinnen investieren viel mehr Zeit in den Nachwuchs, die Isländer in die Karriere. Gemäss Zahlen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) verdienen in Island Frauen 38 Prozent weniger als Männer – eine Lohndifferenz, die 50 Prozent über jener der Schweiz liegt.

Ein ähnliches Bild bietet Schweden, der sozialdemokratische Vorzeigestaat. 87 Prozent aller zweijährigen Kinder werden professionell in der Krippe betreut, die maximal 3 Prozent des Familieneinkommens kosten darf und auch für arbeitslose Eltern erschwinglich ist. Obwohl praktisch alle Mütter arbeiten, sind es auch in Schweden sie, die später im Büro erscheinen und früher gehen. Paare, die ihre «Elternzeit» nach Geburt eines Kindes aufteilen, kommen in den Genuss einer Gleichstellungsprämie von bis zu 3000 Kronen pro Monat, was gut 400 Franken entspricht. Allen Bemühungen zum Trotz beträgt die Lohndifferenz in Schweden 15 Prozent – das ist weit entfernt von einer «tatsächlichen Gleichstellung», wie sie in der Schweiz gefordert wird.

Amerikanische Untersuchungen haben gezeigt, dass der «gender pay gap» auf der obersten Managementstufe am grössten ist, weil die harten und am besten bezahlten Positionen des CEO oder des Finanzchefs eine Männerdomäne geblieben sind. In der Schweiz dürfte

es ähnlich sein. Anthony van Hoboken, der jahrzehntlang zu den renommiertesten Personalberatern auf dem Platz Zürich gehörte, erzählt, dass er immer wieder versucht habe, Frauen in Topjobs zu bekommen: «Am Schluss ist es dann meistens an den Kandidatinnen selber gescheitert.» Der Erfolg blieb aus, weil trotz entsprechender Qualifikationen «das Interesse und die innere Bereitschaft zur Führungsverantwortung in grösseren Hierarchien» fehlten.

Björn Johansson, renommiertester Headhunter der Schweiz für Stellen auf Geschäftsleitungs- und Verwaltungsratsebene, beklagt, dass es im höheren Management kaum Frauen gebe. Das hänge damit zusammen, dass sich «die Karriereprioritäten schlagartig ändern, sobald eine Frau ein Kind bekommt». Immerhin: Die Personalabteilungen sind heute mit 90-prozentigem Frauenanteil eine fast ausschliesslich weibliche Domäne. Diskriminieren sich Frauen also etwa gegenseitig bei der Anstellung?

Und bist du nicht willig ...

Kinder sind eine Art Karrierekiller Nummer eins: Wer als Frau eine Auszeit nimmt, um Kinder zu bekommen, gerät beruflich ins Hintertreffen. Das berufsspezifische Wissen veraltet mit der Zeit, ausserdem entgehen der Frau einige Jahre an Lohnprogression. Um die totale Lohngleichheit zu erreichen, müsste man das Kinderkriegen verbieten.

Dennoch hält die Politik am utopischen Ziel der absolut gleichen Löhne fest. Vor drei Jahren lancierte das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Mann und Frau einen «Lohngleichheitsdialog». Die Idee ist, dass sich Unternehmen freiwillig überprüfen lassen, anhand eines Statistik-Tools namens Logib. Das Bewertungsraster bei Logib ist das gleiche wie bei der Lohnstrukturerhebung, das weder Berufserfahrung noch Überstunden berücksichtigt.

Geplant war, dass sich bis März 2014 100 Firmen kontrollieren lassen. Bisher sah dafür kaum jemand Bedarf. Die Website des Lohngleichheitsdialogs weist 28 teilnehmende Unternehmen auf, wovon aber lediglich 17 private sind. «Die Zwischenbilanz ist nach wie vor ernüchternd», sagt Luzius Meier, Vizedirektor des Bundesamts für Justiz, das den Lohngleichheitsdialog verantwortet.

Da die freiwillige Massnahme scheitern wird, droht Meier unverhohlen mit der Einführung von «zusätzlichen staatlichen Kontroll- und Durchsetzungsinstrumenten». Man kann davon ausgehen, dass die Lohndiskriminierung weiterhin auf die gleiche, mangelhafte Art gemessen wird. Wenn die Lohnpolizei kommt, bleibt den Unternehmen nur noch eines: gleiche Löhne für ungleiche Arbeit. Die wahren Diskriminierten von morgen könnten die Männer sein. ○



Lieber Roger Köppel

Ich liebe die *Weltwoche*. Sie gehört für mich zu den wichtigsten politischen und sozialkritischen Informationsquellen. Nun weht mir ein neuer Wind entgegen: frauenfeindlich durch und durch.

Die Headline auf der Titelseite «Männerfalle Ehe – Der Bund fürs Leben birgt Abgründe und unkalkulierbare Risiken» lässt bereits Schlimmes befürchten. Der Artikel von Alex Baur übersteigt die Befürchtung bei weitem. Da wird ein Schicksal über mehrere Seiten detailliert ausgewalzt, welches die schlimmen Folgen einer Scheidung für den Mann in allen Facetten illustriert. Der arme Mann wird nicht nur von seiner psychisch kranken Frau ausgenommen und finanziell ruiniert, sondern auch von den Behörden in die Enge getrieben. Über den Kontakt zu seinen Kindern verfügt die nicht zurechnungsfähige Ehefrau, die auch von einer parteiischen Sozialarbeiterin kräftig unterstützt wird.

So weit, so gut. Ein zweifellos dramatischer Fall mit verheerenden Auswirkungen. Auch ich könnte mindestens drei Fälle nachliefern, die für den Mann ebenso skandalös endeten. Aber Folgerungen daraus zu generalisieren, lässt eher auf die geschundene Seele des eventuell selbst betroffenen Schreibers als auf eine sozialkritische denkerische Auseinandersetzung schliessen. Ich könnte unverzüglich aus den Erfahrungen im Frauenseminar Bodensee eine Vielzahl – weit über einhundert Einzelfälle – dokumentieren, in denen die Frau auf der Strecke blieb. Es kann Ihnen doch nicht entgangen sein, lieber Herr Köppel, dass geschiedene Frauen mit Kindern eine grosse Herausforderung zu bewältigen haben: alleine klarzukommen. Sie wissen doch, dass ein Drittel der Geschiedenen die ihnen zustehenden Alimente nicht bekommen. Der Ex-Mann hat sich von seinem Broterwerb abgemeldet, hat seine Stelle gekündigt oder sich kündigen lassen. War er bisher als selbständig Erwerbender unterwegs, überschreibt er das Geschäft seiner neuen Freundin und ist ohne eigenes Einkommen und so weiter. Dies bedeutet für die Frauen: ab ins Sozialamt, Alimentenbevorschussung – eine Demütigung von besonderer Brisanz. Ein weiteres Drittel erhält die Zahlungen, unregelmässig allerdings; sie sitzen also innerlich auf dem Schleudersitz, wissen nie genau, wie es weitergeht. Und ein Drittel erhält pünktlich und zuverlässig die vom Gericht festgesetzte Summe für die Alimente. Aber, mit Verlaub, auch ein relativ hoher Zuschuss von 3000 Franken wird nicht dazu beitragen, dass eine geschiedene Frau

mit Kindern wie die Made im Speck lebt. Sie wird dazuverdienen müssen, wird versuchen, Kinderbetreuung und Arbeit unter einen Hut zu bringen, und was das bedeutet, wissen wohl nur jene, die es selbst einmal erlebt haben.

Der Artikel von Alex Baur ist der *Weltwoche* nicht würdig, dieses narrative, subjektive Illustrieren eines Einzelfalles hat nichts mit seriösem und glaubwürdigem Journalismus zu tun. Aber er ist noch schlimmer, denn er fordert erneut zum Krieg Männer gegen Frauen auf. Das ist doch Schnee von gestern, wir haben doch längst den Opfer-Feminismus überwunden, das Geschrei der Klageweiber – «die bösen Männer und die armen Frauen» –, das auch mir auf die Nerven ging. Wir sind längst in einem differenzierten Disput gelandet, nicht mehr gegeneinander zu agieren, son-



Hebelwirkung: Frauen, Kinder und Quoten.

dern miteinander. Sie können doch das Rad der Entwicklung nicht wieder zurückdrehen!

Nun noch ein paar Worte zu Ihrem Editorial, welches ich in der Regel mit grossem Vergnügen lese. Aber was Sie gegen eine Frauenquote sagen, ist nicht nur abenteuerlich, sondern lässt auch Ihre sonst so bestechende Fähigkeit, zu analysieren, vermissen. Sie schreiben: «Ich bleibe dabei: In der Schweiz wird keine Frau daran gehindert, Karriere zu machen oder ihren beruflichen Ehrgeiz auszuleben.» Dieser Satz schmerzt. Erstens ist er falsch, zweitens drückt er implizit eine Geringschätzung Frauen gegenüber aus, die ein berufliches Anliegen verfolgen.

Sie täuschen sich gewaltig, wenn Sie davon ausgehen, dass jede Frau – also auch diejenige mit Kindern – berufstätig sein kann, wenn sie denn will. Die in der Schweiz vorhandenen Kinderbetreuungsmodelle sind unzureichend. Also müssen Sie doch mit mir einverstanden sein, wenn ich sage: «Nicht jede Frau, die will, kann.»

Die abschätzigste Formulierung, dass Frauen den «beruflichen Ehrgeiz auszuleben» gedenken, will ich ebenfalls nicht einfach hinnehmen. Sie sind doch auch ehrgeizig, wollen als Verleger und Chefredaktor erfolgreich sein. Gott sei Dank, kann man da nur sagen, ohne diesen Motor wäre die *Weltwoche* nicht das, was sie heute ist. Gestehen Sie doch auch Frauen ausserfamiliäre Karrieren zu!

Und noch etwas: Wie kann ein kluger Mann, wie Sie es sind, übersehen, dass eine Quotenregulierung zu einer Hebelwirkung führt, die gesamthaft für unsere Gesellschaft ein Segen wäre, denn mit der Einführung einer Frauenquote müsste die Kinderbetreuung neu geregelt werden und dafür gesorgt werden, dass Kinder nicht nur von 8 bis 18 Uhr betreut werden können, sondern ebenso nachts und auch für den Fall, dass ein Kind mit einer Erkältung das Bett hüten muss. Wenn die Angelegenheit mit der Kinderbetreuung in unserer Gesellschaft verankert wäre, könnte man die Quote unverzüglich wieder abschaffen.

Zusammengefasst:

1—Es geht nicht an, sich darüber zu beklagen, dass immer mehr gutqualifizierte Ausländer «eingeflogen» werden, und gleichzeitig gegen die Frauenquote zu wettern. Viele Frauen in unserem Land sind hervorragend ausgebildet. Wir können es uns nicht leisten, ausgerechnet diese gutqualifizierten Frauen aus dem Berufsleben auszugrenzen.

2—Die Frauenquote verhindert, dass im Falle einer Scheidung der Mann wie eine Weihnachtsgans ausgenommen wird, da die Frau wirtschaftlich bereits weitgehend unabhängig ist.

Trotzdem – herzliche Grüsse
Julia Onken

Die Verfasserin dieses offenen Briefs ist Psychologin und Psychotherapeutin sowie Gründerin und Leiterin des Frauenseminars Bodensee.

Det is Berlin!

Von Henryk M. Broder — Passen Sie auf, wenn Sie das nächste Mal in die deutsche Hauptstadt fahren.



Sollten Sie, liebe Schweizer Leserinnen und Leser, vorhaben, demnächst Berlin zu besuchen, dann denken Sie bitte daran, dass Sie dies auf eigenes Risiko tun. Es könnte sein, dass Sie ausgeraubt, zusammengeschlagen oder umgebracht werden und dass Ihnen niemand zu Hilfe kommen und die Polizei nicht in der Lage sein wird, die Täter zu ermitteln. Berlin entwickelt sich immer mehr zu einem rechtsfreien Raum – wie die mexikanische Stadt Tijuana an der Grenze zu Kalifornien.

Am 28. August wurde im durchaus bürgerlichen Stadtteil Friedenau ein Mann, der eine Kippa auf dem Kopf trug, vor den Augen seiner sechsjährigen Tochter von mehreren Jugendlichen verprügelt und schwer verletzt. Das allgemeine Entsetzen über die Tat war parteiübergreifend. Der Regierende Bürgermeister sprach von einem «feigen Überfall». Die Polizei leitete Ermittlungen nach allen Seiten ein. Sieben Wochen später gab ein Staatsanwalt bekannt, es lägen keine «neuen durchgreifenden» Erkenntnisse über die Täter vor, man würde aber weiter ermitteln.

In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober wurde auf dem Alexanderplatz ein zwanzig Jahre alter Deutsch-Thailänder von einer Gang so schwer misshandelt, dass er wenige Stunden später an einer Hirnblutung starb. Auch in diesem Fall war von einer «feigen Tat» die Rede, die nicht ungesühnt bleiben dürfe. Zehn Tage drehte sich die Polizei im Kreise, dann trat Innensenator Frank Henkel vor die Presse und appellierte an die Täter, sich zu stellen. Falls diese den Auftritt des CDU-Mannes mitbekommen haben, werden sie vor Lachen ohnmächtig geworden sein.

Denn sie wissen: In Berlin ist die Wahrscheinlichkeit, wegen Falschparkens erwischt zu werden, grösser als die Chance, wegen Sachbeschädigung oder Körperverletzung vor Gericht zu landen. Sogenannte Intensivtäter bekommen Mengenrabatt, Raubüberfälle ohne Verletzte werden nur noch statistisch erfasst, aber nicht mehr verfolgt. Und es ist noch nicht lange her, dass der Berliner Polizeipräsident BMW- und Porsche-Fahrern den Rat gab, ihre Autos nicht im Freien zu parken, um Brandstiftungen zu vermeiden. Ja, Berlin ist eine Reise wert. Aber vergessen Sie bei der Anreise nicht, dass Sie heil abreisen möchten.

Sand in den Augen

Von Kurt Schiltknecht — Was hinter neuen Abgaben für «Banken und Spekulanten» und der ökologischen Steuerreform des Bundesrats steckt.

Wer zahlt die Steuern? Ist derjenige, der dem Staat die Steuern abliefern muss, auch derjenige, der sie wirtschaftlich trägt? Das glauben zumindest immer noch viele Politiker/-innen, obwohl die Ökonomen schon lange darauf hinweisen, wie ausserordentlich schwierig es zu sagen ist, auf welchen Schultern eine Steuer letztlich lastet. Dies hängt damit zusammen, dass eine Steuer ganz oder teilweise auf andere überwält werden kann.

Obwohl die Komplexität der Steuerwirkungen seit Jahrhunderten bekannt ist und die Versuche, mit spezifischen Steuern sozial- und umweltpolitische Ziele zu erreichen, gescheitert sind, werden die Regierungen nicht müde, neue Steuern zur Realisierung ihrer Ideen zu konzipieren. Dabei wird den Bürgern wie eh und je suggeriert, dass diejenigen, die mit einer neuen Steuer belastet werden, wirtschaftlich auch dafür aufkommen müssen.

Ein typisches Beispiel dafür ist die Einführung einer Abgabe auf Börsen- und Bankgeschäfte in elf Euro-Ländern. Mit der Behauptung, dass damit die Banken einen Beitrag zur Lösung der Bankenkrise leisten würden, konnten den Bürgern höhere Steuern schmackhaft gemacht werden. Man braucht eine grosse Dosis Naivität, zu glauben, dass die Banken diese Abgaben selber tragen und nicht auf ihre Kunden überwälzen werden. Die grossen Akteure auf den Finanzmärkten werden ohnehin diese Steuerabgaben durch Verlagerung ihrer Geschäfte in andere Länder zu vermeiden versuchen. Die Leidtragenden dürften die kleinen und mittleren Bankkunden sein, die weniger gut auf andere Märkte ausweichen können. Zudem dürften die Bankgewinne kleiner ausfallen.

Wahrscheinlich wissen dies auch die verantwortlichen Politiker. Weil aber der Widerstand gegen immer höhere Steuern gross ist, wird den Bürgern mit einer «Steuer für Banken und Spekulanten» Sand in die Augen gestreut. Ein Tuschenspielertrick, der sich bei Steuererhöhungen oft als erfolgreich erweist. Im Vergleich zur ökologischen Steuerreform, die der Bundesrat im Zusammenhang mit dem Ausstieg aus der Kernenergie plant, ist die Einführung einer Finanzmarktsteuer ein eher harmloses Unterfangen.

Die Idee des Bundesrates, «durch Anreize mit energie- und umweltbezogenen Abgaben negative Auswirkungen auf natürliche Ressourcen

zu senken und gleichzeitig Haushalte und Unternehmen steuerlich zu entlasten», klingt in den Ohren von Laien fast so schön wie die Begründung für eine Finanzmarktsteuer. Hellhörig wird man, wenn man im Bericht des Eidgenössischen Finanzdepartements liest: «Eine marktwirtschaftliche Energiepolitik sorgt durch das richtige Setzen korrekter Preissignale dafür, dass langfristig ein optimaler Einsatz knapper Energieressourcen resultiert.» Die Beamten und der Bundesrat müssen ziemlich von sich eingenommen sein, wenn sie glauben, dass sie in einem Markt, der sich im Umbruch befindet, der durch viele Staaten manipuliert und durch technologische Veränderungen geprägt wird, die richtigen Preissignale geben können.

Fast noch arroganter nimmt sich die daran anschliessende Formulierung aus: «Durch eine Abgabe können jedem Gut seine externen Kosten angelastet werden, wodurch die Konsumenten und Produzenten die richtigen Verkaufssignale erhalten.»



Die Idee einer zentral gesteuerten Wirtschaft scheint im Bundesrat endgültig Einzug gehalten zu haben. Er und seine Beamten kennen nicht nur die richtigen Preise, sondern auch die externen Kosten jedes Gutes. Statt solche unsinnigen Behauptungen in den Raum zu setzen, sollte die zuständige Bundesrätin zur Kenntnis nehmen,

dass eine Umsetzung der ökologischen Steuerreform das Preisgefüge in der schweizerischen Wirtschaft in einem Ausmass verändern würde, das auch Auswirkungen auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit der schweizerischen Wirtschaft haben würde.

Negative Auswirkungen auf Wachstum und Beschäftigung werden sich nicht vermeiden lassen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Einnahmen der ökologischen Steuer der Wirtschaft und den Haushalten wieder zurückgegeben werden sollen. Im Gegenteil, solche Umverteilungen verändern das Preisgefüge noch zusätzlich, und das Abschätzen der wirtschaftlichen Auswirkungen wird noch schwieriger.

Der Bundesrat, seit längerem am Demontieren des Finanzsektors, scheint mit seiner ökologischen Steuerreform nun auch noch den produzierenden Sektor redimensionieren zu wollen. Dadurch würde der Energieverbrauch sicher gedrosselt. Ob es allerdings der beste Weg zur Lösung der Energie- und Umweltprobleme ist, darf bezweifelt werden.

Europäische Fliehkräfte

Von Hansrudolf Kamer — Forcierter Zentralismus stärkt sein Gegenteil: Die EU driftet politisch auseinander. Dem Wirtschaftswachstum geht langsam der Schnauf aus.



Das Nobel-Komitee des norwegischen Parlaments sendet gerne politische Signale aus. Diesmal ging es um aufkeimenden Extremismus und Nationalismus in Europa. Das Komitee möchte diese

Entwicklungen verhindern und kürte deshalb die Europäische Union zur neuen Trägerin des Friedensnobelpreises.

Es war, gerade unter dieser Zielsetzung, die falsche Wahl. Der Chef des Nobel-Ausschusses erklärte zur Begründung, die EU habe über sechs Jahrzehnte entscheidend zur friedlichen Entwicklung in Europa beigetragen. In Wirklichkeit haben die Vorläufer der EU neben Amerika und andern Akteuren «nur» zum Wirtschaftsaufschwung in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen. Das ist nicht wenig. Aber den Frieden gesichert haben andere.

Es gibt Organisationen und Personen, die sehr viel mehr für den Frieden in Europa getan haben. Oslo hätte die Nato auszeichnen können, wenn schon. Sie hat die europäische Einigung nach dem Zerfall der Sowjetunion vorge-spürt – nicht die EU. «Europe whole and free» war die Leitmaxime des amerikanischen Präsidenten George Bush des Älteren, der sich um Europa hochverdient gemacht hat.

Das geschah in einer politisch strategischen Absicht, die klar umrissen und begrenzt war. Vorher hat die transatlantische Allianz in langen Jahren des Kalten Krieges den Westen stabilisiert, politisch und militärisch.

Verhandeln – mit wem?

Weder die Nato noch die EU sind per se handelnde Grössen mit eigener Initiativkraft. Sie sind nur Agenten der Nationalstaaten. Und diese Nationalstaaten haben auch jetzt nicht die Absicht, abzudanken und sich in der EU aufzulösen.

Es ist das alte Lied. Einigkeit über das Ziel besteht nicht einmal zwischen Deutschland und Frankreich.

Partikularismus und Separatismus und die Suche nach Unabhängigkeit sind Ausdruck verstärkter Unzufriedenheit. Die Stichworte sind Katalonien, Schottland, Flandern, das Baskenland, das Kosovo, Südtirol, alles ungestüme Sezessionisten mit alten historischen Wurzeln.

Auch Britannien, die Inselnation par excellence, übt sich wieder in wachsender Distanz. Premierminister Cameron will über die Elemente der britischen Mitgliedschaft neu verhandeln und dann über das Ergebnis abstimmen lassen. Verhandeln – mit wem? Mit Brüssel? Wohl kaum. Mit Deutschland und Frankreich natürlich, den alten Widersachern.

Niemand will in Südtirol die Rückkehr zur alten Politik der Bomben, mit der eine Trennung von Italien mit Gewalt herbeigeführt werden sollte. Doch geht fehl, wer diesen Trennungswunsch als Wohlstandsseparatismus, als Eigenbrötlei, als Egoismus der Reichen abqualifiziert.

Wer sich in Bozen und Meran um den Lohn seiner Arbeit geprellt sieht, wird intellektuell zum Separatisten. Die Euro-Krise verstärkt den Geldhunger der Zentralen und die bürokratische Gleichmacherei. Europa ist aber generell durch Wettbewerb und Freihandel zwischen seinen Mitgliedern zur Wohlstandsregion geworden. Zollabbau und Enthemmung der Märkte waren die Mittel.

Belgien balanciert, was den Erhalt des Einheitsstaates angeht, immer wieder am Abgrund. Dass jetzt die flämische Unabhängigkeitspartei bei den Kommunalwahlen auch das Rathaus von Antwerpen erobert hat, ist ein Zeichen der Zeit.

Katalonien wird so schnell nicht unabhängig werden. Dass aber das Gerede über eine Volksabstimmung gerade jetzt hochkommt, hängt mit den innerspanischen Rivalitäten und der fatalen Schuldensituation zusammen. Wer will schon seinen hart erworbenen Wohlstand in einem Fass ohne Boden verschwinden sehen?

Zurzeit will nur gut ein Drittel der Schotten 2014 für die Abspaltung vom Vereinigten Königreich stimmen. Weit mehr Engländer sind dafür, die Schotten ziehen zu lassen. Kühle Rechner im Norden werden feststellen, dass die Unabhängigkeit ihre Tücken hat und die Direktmitgliedschaft in der EU, sofern überhaupt möglich, nicht die bessere Alternative ist.

Die Euro-Krise ist nicht für die immer wiederkehrenden Sezessionstendenzen verantwortlich, die weit in die Geschichte des alten Kontinents zurückreichen. Sie hat aber die latenten Spannungen merkbar verschärft.

Gut drei Jahre sind vergangen, seit mit dem Debakel in Griechenland die Krise richtig ausgebrochen ist. Inzwischen, nach unzähligen sogenannten Rettungsaktionen, ist die Vermutung kein Wagnis mehr, dass Griechenland besser sogleich aus dem Euro-Verband ausgetreten wäre. Der Euro hätte seine Schulden-Katharsis, die Griechen hätten abgewertet und wären wieder wettbewerbsfähiger. Viel mehr Griechen hätten Arbeit und müssten sich nicht mit der Polizei auf der Strasse herumschlagen. Neofaschistische Auswüchse hätten keine Relevanz.

Eurokraten verteidigen Besitzstände und eine obsoleete Ideologie. Das Wachstum des Welthandels schrumpft. China und Indien lahmen. Viele Industriestaaten manipulieren ihre Währungen, um an Handelsvorteilen zu retten, was noch zu retten ist. Das kann nicht gutgehen.



Sezessionstendenzen: Frankreichs Präsident Hollande, deutsche Kanzlerin Merkel.

«Tages-Anzeiger» als Propaganda-Blättchen

Von Christoph Mörgeli

Noch nie ist eine angeblich parteiunabhängige Zeitung dermassen zum Wahlpropaganda-Blättchen verkommen wie der Zürcher *Tages-Anzeiger*. Zuständig offenbar ausschliesslich für die Unterstützung von linken Brüdern und Schwestern. Im Inland wie im Ausland. Und sogar im Kanton Aargau. Unmittelbar vor dem Wahltag schrieb Jean-Martin Büttner ein ganzseitiges Jubelporträt über eine einzige Regierungsrätin, nämlich über die heillos überforderte Grüne Susanne Hochuli: «Draussen verblüht ein verwünschter Garten, der Blick geht über Bäume und Felder. Warmes Licht strahlt auf den Holztisch, auf dem das Essen steht.» Rosamunde Pilcher könnte vor Neid erblassen.

Auch im US-Wahlkampf funktioniert der «parteunabhängige» *Tages-Anzeiger* etwa so unabhängig wie Barack Obamas Pressestelle. Und übertrifft darin noch den vereinigten Journalisten-Fanklub bei Schweizer Fernsehen und Radio DRS, der sich nach Obamas verpatztem Duell-Auftakt wie ein verzweifelter Therapeutengrüppchen gebärdete. Der *Tages-Anzeiger* respektive dessen Berichterstatte Martin Kilian weiss zwar nach vier Katastrophenjahren wenig Gutes über den Präsidenten zu berichten. Dafür viel Schlechtes über den Herausforderer, diesen «superreichen Jobvernichter», diesen «Turbo für die Reichsten», diesen «Segen für die Waffenhändler», dieses «Paradebeispiel eines arroganten Plutokraten», der fast nichts als «mentalen Unrat» absondere. Die «republikanischen Bonzen» seien eine «Bande von Millionären», eine «Partei der alten weissen Männer», eine «Versammlung von Neandertalern»: «Milliardäre wollen Mitt Romney den Sieg kaufen» – «Mitt Romney stolpert über seinen Reichtum» – «Mitt Romney erneut im Zwielflicht». Sogar die Tierwelt ist empört: «Hunde gegen Romney».

Martin Kilian ortet «amerikanische Verhältnisse, in denen ein unverfrorener Geldadel inmitten einer korrupten politischen Landschaft Vorteile maximiert und einen gnadenlosen Klassenkampf von oben nach unten praktiziert». Tatsächlich ist es Barack Obama, der als erster Präsident der USA einen gnadenlosen Klassenkampf praktiziert. Er dient nicht, wie etwa Bill Clinton, den Idealen seiner Demokratischen Partei. Sondern der brutalen Umverteilung. Von Weiss zu Schwarz. So. Jetzt sind wir mal gespannt, ob ich mit dieser Wahrheit auch eine Straflage riskiere.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Hugo Chávez im Bundeshaus

Von Peter Bodenmann — Im Kampf gegen die Einheitskasse gerät Gesundheitsminister Alain Berset zwischen die Fronten.



«Kollektiver fürsorglicher Freiheitsentzug»: SP-Bundesrat Berset.

Wir haben in der Schweiz viel zu viele Akutspitäler. Vierzig neue Spitäler der nächsten Generation mit je 500 Einzelzimmern wären genug – so würden die Kosten gesenkt und die Zuwanderung deutscher Ärzte gebremst. Unter gleichzeitiger qualitativer Verbesserung der medizinischen Versorgung. Das weiss niemand besser als die Krankenkassen. Aber sie machen nichts.

Die Medikamentenpreise in der Schweiz sind viel zu hoch. Alle exportorientierten Branchen müssen mit dem zu starken Franken irgendwie leben. Nur die Pharmabranche bleibt ungeschoren. Keine unserer Krankenkassen läuft dagegen Sturm.

Es gibt in der Schweiz zu viele und zu teure Spezialärzte. Und zu wenig praktizierende Hausärzte. Mit intelligenten Globalbudgets für den ambulanten Bereich könnte die Schweiz diese Fehlentwicklung Kanton für Kanton locker korrigieren. Wenn man es will. Leider wollen die Krankenkassen auch hier keine Ordnung schaffen.

Für die Linken sind die vielen Krankenkassen so überflüssig wie Schwimfflossen für Zitteraale. Mit einer Volksinitiative fordern sie eine Einheitskasse. Nichts würde dadurch besser, aber alles würde etwas weniger kosten. Immerhin.

Die Rechten in der Schweiz lieben nichts mehr als ineffiziente, parastaatliche Apparate.

Niemand füttert mehr bürgerliche National- und Ständeräte als die Krankenkassenbürokratien. Nicht zuletzt SVP-Politiker machen beim Andienen und Mitverdienen erfolgreich die hohle Hand.

Alain Berset versucht eine Korrektur hinter dem Komma. Neu soll sich die unsinnige Jagd auf gute Risiken nicht mehr lohnen. Und die Konten von Grund- und Zusatzversicherung dürfen nicht mehr vermischt werden. Ziel der Übung: die Einheitskasse verhindern.

Wer – wie die Krankenkassen – strukturell nichts bewegt, streitet sich umso lieber. Deshalb gibt es neben der Krake Santésuisse seit einiger Zeit auch die Konkurrenz-Krake Allianz Schweizer Krankenversicherer. Mit dem 69 Jahre alten Gesundheitsökonom Heinz Locher als Präsidenten.

Locher verteidigt in der *Handelszeitung* den parastaatlichen Krankenkassensumpf. Für Locher ist Alain Berset ein helvetischer «Hugo Chávez», der bei den Krankenkassen den «kollektiven fürsorglichen Freiheitsentzug» einführen wolle.

Heinz Locher sollte seinen Hausarzt aufsuchen. Damit dieser seine Wahnvorstellungen medikamentös behandelt. Auf Kosten der obligatorischen Grundversicherung selbstverständlich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Da waren's nur noch drei

Von Kurt W. Zimmermann — Der Tod von *Newsweek* ist nicht der Tod des gedruckten Newsmagazins.

Manchmal nützt es auch dann nichts mehr, wenn man die Besten an die Front schickt. Bei *Newsweek* nützte es nichts mehr, dass Tina Brown übernahm.

Die Britin Tina Brown, 58, ist die beste Chefredaktorin der Welt. In den achtziger und neunziger Jahren machte sie Zeitschriften wie *Tatler*, *Vanity Fair* und *The New Yorker* zu enormen journalistischen und kommerziellen Erfolgen. Alle drei Magazine lagen vor ihrer Ankunft in der Todesstarre.

Browns Rezept war einfach. Sie engagierte die besten Autoren und Fotografen, die sie bekommen konnte, und setzte sie auf grosse Reportagen, grosse Porträts und grosse Fotostrecken an. Wie alle erfolgreichen Chefredaktoren provozierte sie. Wie alle erfolgreichen Chefredaktoren interessierte sie sich nie für die Niederungen des Alltags. Sie interessierte sich für die Fähnrisse der Macht und der Prominenz, besonders gern, wenn die Macht und die Prominenz erfolgreich waren, noch lieber, wenn sie scheiterten.

Ende 2010 wurde Tina Brown Chefin von *Newsweek*. Sie versuchte dasselbe Erfolgsmuster. Paradebeispiel war ihre Titelstory über Barack Obama: «The First Gay President». Die glänzend geschriebene Story unterstellte ihm nicht, vom andern Ufer zu sein. Doch sie zeigte auf, wie die Denkungsart des US-Präsidenten in den Kriterien von Minderheiten gefangen ist, egal, ob von Hautfarbe oder Sexualverhalten geprägt.

Es war zu spät. Letzte Woche kündete *Newsweek* an, die gedruckte Ausgabe einzustellen. Von ehemals vier Millionen Exemplaren war das Blatt auf 1,5 Millionen abgerutscht. Nach 79 Jahren gibt es den Titel künftig nur noch online. Nur die internationalen Ausgaben, etwa in Osteuropa und Asien, erscheinen vorerhand auch gedruckt.

Newsweek folgte damit dem Beispiel der *Far Eastern Economic Review*, die schon ein Jahr zuvor ihre Printausgabe aufgegeben hatte. Damit bleiben von den ehemals fünf grossen Nachrichtenmagazinen dieser Welt nur noch drei: *Time*, *Economist* und *Spiegel*.

Newsmagazine, wie kaum eine andere Zeitschriftengattung, unterlagen zuletzt einem schnellen Wandel der Lesebedürfnisse. Früher waren sie erfolgreich als eine Art Wochenfibel der Interpretation. In der Vor-Internet-Periode lieferten sie die recherchierten Zusammenhänge zu den ungeordneten Abrissen der Tagespresse. Sie erklärten zum Beispiel, warum Ronald Reagan plötzlich den Kalten Krieg be-



Zu spät: Chefredaktorin Brown.

endete oder weshalb Helmut Kohl sich mit der eigenen Partei überwarf.

Dann kam das Internet. Schlagartig wuchs damit die Ungeduld des Publikums. Es mochte nun nicht mehr eine Woche lang zuwarten, bis ihm die Welt erklärt wurde. Es verlangte die sofortige Deutungshoheit. Nachrichtenmagazine konnten nicht mehr nur einordnen, sie mussten nun eigene Themen setzen und einen anderen Stil finden.

Besser als *Newsweek* lösten *Time*, *Economist* und *Spiegel* das Problem. Das amerikanische *Time*-Magazin, mit einer Auflage von 3,2 Millionen der weltweite Marktleader, setzt primär auf die Kategorisierung der News. Es sagt, was wichtig ist und was nicht. Der britische *Economist*, mit einer Auflage von 1,6 Millionen im rasanten Aufstieg, positioniert sich erfolgreich als Gegenpol zur Geschwätzigkeit von Tagespresse und Online-Wust. Kaum ein Artikel, auch bei wichtigsten Themen, ist länger als eine Seite. Der deutsche *Spiegel* wiederum, Auflage bei 900 000, sieht sich als Wegweiser in Zeiten des politischen Opportunismus. Zuletzt ging er in der Euro-Krise auf Gegenkurs zum Mainstream.

Newsweek hingegen resignierte zuletzt. Man druckt und distribuiert das Blatt nicht mehr. Das spart eine Menge Kosten. Die Online-Ausgabe kostet darum künftig nur 25 Dollar im Jahr.

200 Franken für ein Studenten-GA

Von Alex Reichmuth

Man stelle sich vor, der Bund beschliesse, jedem Studenten und jedem Lehrling ein Auto zur Verfügung zu stellen, für nur 200 Franken im Jahr. Das Auto soll dazu dienen, dass junge Erwachsene von ihrem Wohnort an ihren Ausbildungsort und zurück fahren können. Der Beschluss würde, wenn nicht ganz als Witz, dann doch als unverantwortliche Förderung des Verkehrs abgetan.



Passiert dasselbe aber beim öffentlichen Verkehr, gilt das als zukunftsweisender Entscheidung. Die zuständige Nationalratskommission hat letzte Woche einer parlamentarischen Initiative des Neuenburger SP-Nationalrats Jacques-André Maire zugestimmt, die eine Art Studenten-Generalabonnement für 200 Franken fordert. Junge Erwachsene sollen für diesen symbolischen Beitrag ein Jahr lang zwischen ihrem Wohn- und ihrem Ausbildungsort pendeln können. Oft sei das Billett für Bahn, Tram und Bus ein grosser Brocken im Budget von Studenten und Lehrlingen, begründet Maire den Vorstoss: «Die Bildungskosten von Jugendlichen zu senken, ist ein starkes familienpolitisches Signal.» Der Applaus blieb nicht aus: Der Schweizerische Gewerbeverband hat den Vorstoss postwendend «begrüsst».

Der sogenannte Eigenwirtschaftlichkeitsgrad in der Eisenbahnrechnung des Bundes lag 2010 bei 39,5 Prozent. Die Benutzer des Schienenverkehrs berappen gerade mal knapp 40 Prozent der Kosten, die sie erzeugen, selber. Jede Bahnfahrt ist also zu über 60 Prozent vom Staat subventioniert – dies ganz im Gegenteil zum Autoverkehr, wo die Benutzer seit Jahren sogar weit mehr bezahlen, als sie an Kosten verursachen. Dank der Subventionierung des öffentlichen Verkehrs lohnt es sich für viele Arbeitnehmer, weit abseits der grossen Agglomerationen zu wohnen. Dies leistet nicht nur der Zersiedelung der Landschaft Vorschub, sondern auch der Energieverschwendung. Denn ja, auch der öffentliche Verkehr braucht Energie. Solche Überlegungen spielen für Jacques-André Maire aber keine Rolle. Sein Vorschlag soll «eine anreizende und erzieherische Wirkung zugunsten der Entwicklung des öffentlichen Verkehrs entfalten», schreibt dieser. Offenbar geht es darum, junge ÖV-Benutzer schon früh an das Subventions-Manna des Staates zu gewöhnen.

Leserbriefe

«Mit der – meist von der Frau gewünschten bis erzwungenen – Heirat wird der Mann zum Spielball der Frau.» *Renata Föh*



«Alles, was sie liebt und braucht»: Hochzeit als Falle.

Heillos veraltet

Nr. 42 – «Justitia ist eine Frau»; Alex Baur über die Ehe als Männerfalle

Es hätte keines extremen Beispiels bedurft: Auch in ganz normalen Verhältnissen ohne Psychose sind die Fakten im Artikel Tatsache. Mit der – meist von der Frau gewünschten bis erzwungenen – Heirat wird der Mann zum Spielball der Frau: Verhält er sich nicht nach ihrem Gusto, droht sie ihm in jedem Konflikt mit Trennung. In einem solchen Fall nimmt sie alles mit, was irgendwie geht: die Kinder, das Haus, das Geld, das Auto – kurz: alles, was sie liebt und braucht. Dazu gehört der Mann in diesem Moment sowieso nicht mehr. Eine angenehme Ausgangslage.

Dennoch gibt es auch die andere Seite: Heiratet ein Paar mit Kindern nicht und arbeitet die Frau nicht mehr oder nur Teilzeit, hat sie in vergleichbarer Weise das Nachsehen wie der Mann im Falle einer Heirat: keine Witwenrente, reduzierte Pensionskasse, keinen Unterhalt et cetera. Es sei denn, man lässt den Versicherungskonzernen monatlich ein Heidengeld zukommen. Ob geheiratet wird oder nicht: Die Regeln und Gesetze sind heillos veraltet. Es ist also weder die Frau, die den Immigrantinnen heiratet, noch der Mann zu bemitleiden – jeder kann sich mit den Folgen der Ehe auseinandersetzen, bevor er in deren Hafen einfährt. Die romantischen Vorstellungen darüber weichen dann vielleicht der Vernunft. Wenn immer weniger Leute heiraten, wird es für die Politik

endlich attraktiv, sich über Ehe und Konkubinat ernsthafte und rasch umsetzbare Gedanken zu machen. *Renata Föh, Winterthur*

Auf Einheitskurs

Nr. 42 – «Vor diesen Professoren wird gewarnt, Teil 2»; Lucien Scherrer über die Universitäten

Es ist immer wieder grossartig, wie die *Weltwoche* Themen auf den Tisch bringt, die von der Mainstream-Presse peinlichst verschwiegen, verharmlost, unter den Tisch gewischt, vernebelt oder ignoriert werden. Noch nie war dort zum Beispiel ein kritischer Kommentar zur Uni, zu gewissen Professoren, zu lesen, die da völlig unbefangen ihre teilweise abstrusen Thesen predigen dürfen und sich am grosszügigen Manna der Steuerzahler gütlich tun. Herrscht da etwa eine gewisse Narrenfreiheit, solange man einen angepassten Linkskurs fährt? Wie auch immer, die *Weltwoche* ist ein Muss, eine Notwendigkeit in diesem medialen Einheitsbrei, der die Leser brav an seinen Einheitskurs binden will. *Peter Kuhn, Regensburg*

Schauen wir 38 Jahre zurück

Nr. 42 – «Wenn Milchmädchen rechnen», «Der nächste 38-Jahres-Plan»; Kolumnen von Silvio Borner und Peter Bodenmann

Es ist doch eine bemerkenswerte Seltenheit, dass sich links (Bodenmann) und rechts (Borner) einig sind: Eine (Energie-)Prognose auf 38

Jahre hinaus ist ein Unsinn! 1974 (also vor 38 Jahren) hätte man wohl auf ein Dutzend zusätzliche Atomkraftwerke gebaut, um das auf das Jahr 2000 vorausgesagte Ende des Erdölvorrats der Erde auszugleichen. Und ein Schlaumeier befasste sich wahrscheinlich mit dem Aufforsten von Wäldern. Diese wären nämlich «voraussehbar» den für die Computerindustrie tätigen Papierfabriken (Lochkarten und Zebropapier) zum Opfer gefallen.

Max F. Bretscher, Langnau a. A.

Wie viel Frieden brachte die EU?

Nr. 42 – «Europa des Unfriedens»; Robert U. Vogler über den Friedensnobelpreis

Hat die EU zum Frieden der letzten sechzig Jahre beigetragen? In der Nachkriegszeit wurde eine Vielzahl von Institutionen geschaffen mit dem Auftrag, den Frieden zu sichern: so die Nato, die Uno, der Europarat, die Europäische Menschenrechtskonvention mit dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa KSZE sowie diverse Vertragswerke, namentlich das «Europäische Übereinkommen zur friedlichen Beilegung von Streitigkeiten» vom 29.4.1957 und vor allem der deutsch-französische Versöhnungsvertrag vom 22.1.1963. Nur mit indirektem Friedensauftrag kamen die WTO, die Efta – oder eben die EG beziehungsweise später die EU dazu. Und zum Erfolg der wichtigsten friedensstiftenden Strategien dürfte die Demokratisierung der Herrschaftssysteme, das heisst die Abschaffung der Diktaturen in Europa, das Völkerrecht und die Existenz internationaler sicherheitspolitischer Organisationen beigetragen haben. Ob und wie viel die EU schliesslich auch noch zum europäischen Frieden in den letzten Jahrzehnten beigetragen hat, muss daher zumindest politikwissenschaftlich offenbleiben. *Hermann Dür, Burgdorf*

Die Gattin erschrak

Nr. 43 – «Die schlaflose Gesellschaft»; Franziska K. Müller über Schlafstörungen

Ihr Artikel ist – wie man es sich von der *Weltwoche* gewöhnt ist – gut recherchiert und ansprechend geschrieben. Im Bereich von Schlafstörungen gibt es demnach drei eigentliche Krankheiten: Schlafapnoe, Narkolepsie und Restless-Legs. Die Schlafapnoe kenne ich aus eigener Erfahrung. Sie wurde im Schlaflabor im Kantonsspital Münsterlingen erkannt. Ich bekam danach ein Atemgerät mit Maske, das ich jede Nacht benützen sollte. Ich konnte damit schlafen, durfte aber das Bett nicht mehr mit meiner lieben Gattin teilen. Denn wenn sie nachts einmal erwachte, bekam sie einen mächtigen Schrecken. Der Anblick eines Menschen mit Maske und Beatmungsgerät

neben ihr im Bett war ihr unerträglich. Dann las ich, dass die Schlafapnoe durch Atemtraining geheilt werden kann. Das sehr einfache Training führte ich etwa sechs Wochen lang durch, und danach trat die Schlafapnoe nur noch selten auf. Meine Frau bemerkte das jeweils und sagte es mir, worauf ich wieder trainierte, bis ich geheilt war.

Was ich noch bemerken möchte: Obwohl der weitaus grösste Teil aller Formen von Insomnie tatsächlich selbstverschuldet ist, bieten Ärzte und Spitäler dafür allerlei Untersuchungen und Therapien an. Wie in anderen Gebieten des sogenannten «Gesundheitswesens» bringen diese den Ärzten und Spitalern Umsatz und erhöhen die Kosten und damit die Prämien für die Krankenkasse. Den von Schlaflosigkeit geplagten Menschen bringen sie aber gar nichts.

Es wäre längst an der Zeit, den Leistungskatalog der obligatorischen Krankenkasse auf jene Krankheiten zu beschränken, welche ärztliche Untersuchung und Therapie zwingend benötigen, und nur noch Behandlungen zu bezahlen, welche nachweislich wirksam sind.

Heinrich Schlegel, Engishofen

Weg nach oben

Nr. 42 – «Frauenquote»;
Editorial von Roger Köppel

In meiner Tätigkeit als Headhunterin habe ich viele Frauen getroffen, welche den Weg nach oben schafften. Dies, weil sie das wollten und entsprechend auch projektmässig planten. Ich traf aber ebenso viele, die irgendwo unterwegs ausstiegen. Und genau das scheint das «Problem» zu sein – Frauen stellen sich selbst irgendwann die Frage: Will ich das alles eigentlich, was sind meine Optionen? Sie wählen. Männer können/wollen dies kaum, obwohl ihr Pensionsalter sogar höher ist. Kein Wunder, haben wir wenige Frauen in Chefetagen. Es kommen nur die dorthin, welche sich dafür entscheiden – mit allen Konsequenzen. Eine Frauenquote braucht es nicht.

Marion Russek, Steinhausen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche*
antwortet



Darf ein öffentlich-rechtlicher Fernsehsender ohne Folgen die etablierte Rubrik «Darf man das?» der *Weltwoche* abkupfern?

Dominik Oberlin, Belp

Die Rubrik «Darf man das?» haben wir nicht von der *Weltwoche* abgekupfert. Diese Rubrik läuft seit 2009 erfolgreich in der Sendung «Markt» auf NDR. Bereits im Jahr 2006 gab es auf Kabel 1 eine Quizshow gleichen Namens. Moderator Ingolf Lück führte durch die Sendung. Unsere Rubrik unterscheidet sich von der in der *Weltwoche*, weil wir konsequent juristische Fragen beantworten wie: «Darf man als Mieter einen Sonnenstoren auf dem Balkon montieren?» Die *Weltwoche* hingegen beantwortet moderne Knigge-Fragen.

Wolfgang Wettstein, Redaktionsleiter

«Kassensturz/Esspresso»

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

18
81
meister
COLLECTION



Brosche | Schale | Ring

Entworfen und hergestellt in den Ateliers von Meister Zürich

18
81
meister
ZÜRICH

Juwelen, Bahnhofstrasse 33, 8001 Zürich
Silber & Tafelkultur, Augustinergasse 17, 8001 Zürich
www.meister-zurich.ch

Schweizer Weltklasse

Die Schweiz ist gesegnet mit zahlreichen brillanten Medizinerinnen und Chirurgen, die unter dem Radar der Öffentlichkeit Spitzenleistungen erzielen. Bedenken allerdings regen sich, ob das Niveau gehalten werden kann. Wir haben drei Top-Spezialisten besucht. *Von Alex Reichmuth und Sandro Bähler (Bilder)*

Ist von Spitzenmedizin die Rede, rümpfen in der Schweiz viele die Nase. Spitzenmedizin – das bedeutet doch, dass viele Ressourcen gebunden und hohe Kosten erzeugt werden. Hochspezialisierte Leistungen für wenige auf Kosten von allen, so die Vorurteile. Ein Hauch von Zweiklassengesellschaft umweht darum die Spitzenmedizin.

In öffentlichen Debatten über das Gesundheitswesen stehen der Mangel an Hausärzten, die Auseinandersetzung um die richtigen Grundversorgermodelle (Managed-Care) und natürlich die ständig steigenden Kosten im Vordergrund. Wenn Spitzenmedizin Schlagzeilen macht, dann meist in einem negativen Kontext – etwa wenn darüber gestritten wird, wo in Zukunft noch Herztransplantationen stattfinden sollen.

Anders sieht es aus, wenn man selber von einem seltenen Tumor betroffen ist, an einem eher unbekanntem Immundefekt leidet oder dringend auf ein neues Organ angewiesen ist. Dann ist man froh, dass es Spitzenmediziner gibt, die für seltene Krebsarten Therapien und Operationstechniken entwickelt haben oder Erfahrung im Austausch von Nieren, Lebern oder Lungen besitzen.

Zu wenig Investitionen

Hört man sich unter den Fachleuten um, bekommt die Schweizer Spitzenmedizin zwar gute Noten. Allerdings gibt es grosse Bedenken, ob die hochspezialisierte Medizin ihr Niveau halten kann. Zu wenig Zentralisierung, zu wenig Investitionen, zu wenig Wertschätzung – so lautet die Kritik.

Doch wer steht eigentlich hinter den Leistungen der Spitzenmedizin? Unter welchen Bedingungen arbeiten hochspezialisierte Ärzte? Welche Stellung hat die Spitzenmedizin in der Schweiz? Auf den folgenden Seiten stehen drei Ärzte im Zentrum, die Aussergewöhnliches in der Medizin leisten, ja eigentliche Pioniere des medizinischen Fortschritts sind. So schafft es Pierre-Alain Clavien, aus einer Leber in wenigen Wochen zwei werden zu lassen – was unzähligen Menschen das Leben rettet. Gerhard Roth kann innert Minuten bedrohliche Gerinnsel an fast jeder Stelle im Gehirn entfernen – dank modernster Technik. Und Philipp Kirchhoff hält eine Erfindung bereit, die dereinst Hunderttausende Menschen mit einem künstlichen Darmausgang vor schmerzhaften und gefährlichen Ausstülpungen am Bauch bewahren könnte.

Pierre-Alain Clavien

Universitätsspital Zürich

Wenn Pierre-Alain Clavien operiert, geht es fast immer um Leben und Tod. Clavien ist Spezialist für Leberchirurgie. Er schneidet seinen Patienten von Krebstumoren durchsetzte Leberteile heraus, behandelt an Hepatitis erkrankte Lebern oder setzt gar neue Lebern ein, die von toten oder lebenden Spendern stammen. Daneben operiert er Gallengänge und Bauchspeicheldrüsen. Der Westschweizer hat in Zürich die Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie aufgebaut und die Leberchirurgie entscheidend vorangebracht. Als Forscher und Arzt geniesst er Weltruhm.

Die Leber wächst als einziges menschliches Organ nach, wenn man einen Teil von ihr entfernt. «Aus einer Leber können in nur sechs Wochen zwei neue entstehen», sagt Pierre-Alain Clavien. Diese Eigenschaft ist das Glück vieler Patienten. Man kann bis zu 75 Prozent der Leber wegschneiden, etwa bei Befall durch Tumoren – und der verbleibende Rest bildet sich nach. Von Vorteil ist das Nachwachsen auch bei Spenden. Braucht jemand eine neue Leber, kann eine Person aus der Familie spenden. Voraussetzung ist nur, dass diese Person gesund ist und punkto Immunsystem bestimmte Übereinstimmungen aufweist. Man schneidet beim Spender etwa 60 Prozent der



Zu viel Bürokratie: Leberspezialist Clavien.

Leber heraus, pflanzt diesen Teil dem Empfänger ein – und innert weniger Wochen haben beide wieder eine vollständige Leber. Oft ist eine sogenannte Lebendspende die letzte Hoffnung, um einen todkranken Patienten zu retten. Lebern von verstorbenen Spendern sind knapp. Bis zu einem Viertel der Patienten, die auf einer Warteliste für sogenannte Leichenspenden stehen, sterben, bevor ein entsprechendes Organ zur Verfügung steht.

Pierre-Alain Clavien ist Pionier, was Lebendspenden von Lebern angeht. Vor zehn Jahren haben er und sein Team am Unispital Zürich erstmals eine Lebend-Lebertransplantation geschafft, ohne dass anschliessend die Immunabwehr des Empfängers unterdrückt werden musste. Ein junger Mann, der an Leberkrebs erkrankt war, hatte von seinem Bruder Organteile gespendet bekommen. Der Gerettete ist seither bei guter Gesundheit. Der Krebs ist nicht zurückgekommen.

Inzwischen haben Clavien und sein Team weitere 38 Lebertransplantationen mit lebenden Spendern vorgenommen – was etwa 10 Prozent aller Lebertransplantationen in Zürich ausmacht. Der Erfolg mit Lebendspendern ist beachtlich. Doch Clavien ist noch nicht zufrieden. «Ich ging vor einigen Jahren davon aus, dass bald bis zu ein Drittel der transplantierten Lebern von lebenden Spendern kommen könnten», sagt der 55-Jährige. Es stünden aber oft zu viele Befürchtungen im Weg, was die Risiken der entsprechenden operativen Eingriffe angeht. Dabei sei die Lebensqualität mit einer Leber, die von einer Person

Wirkstoffen, die auf der positiven Wirkung von Serotonin beruhen.

Im Jahr 2000 folgte Clavien dem Ruf der Universität Zürich und nahm den Auftrag an, hier die Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie aufzubauen. «Für meine drei Kinder war der Wechsel von Amerika in die Schweiz fast noch der grössere Einschnitt als für mich», fügt Clavien an. «Sie sprachen Französisch und Englisch, aber kein Deutsch.» Man merkt es dem Arzt an, dass für ihn sehr wohl auch eine weitere Karriere in den USA in Frage gekommen wäre. Das enge Zusammenspiel von klinischer Arbeit und Forschungstätigkeit habe er dort als «extrem motivierend» erlebt.

Clavien versucht, das amerikanische Modell so weit als möglich in seiner Klinik in Zürich zu leben. «Junge Chirurgen sollten die Möglichkeit haben, in der Grundlagenforschung reüssieren zu können.» Denn es sei ideal, wenn Erfahrungen aus dem Klinikalltag mit Patienten in Forschungsprojekte mündeten und die Resultate dieser Forschungsprojekte dann direkt wieder den Patienten zugute-

kämen. «Leider gibt es in der Schweiz einige Hindernisse, die diesem Modell entgegenstehen», fügt Clavien an. Die Spitzenmedizin sei hierzulande zu wenig zentralisiert, was die notwendige Spezialisierung hemme. Und aufstrebende Ärzte seien mit zu viel Bürokratie und regulatorischen Hindernissen befasst. Allgemein sei das Ansehen der Spitzenmedizin in der Schweizer Bevölkerung im Vergleich mit dem Ausland geringer, so Clavien.

Es gibt im Klinikalltag immer wieder erfreuliche Ereignisse, die Clavien solche Sorgen vergessen lassen. Vor kurzem mussten er und sein Team bei einer jungen Frau, bei der die Leber versagte, ein Organ von einem verstorbenen Spender einsetzen. Der Fall war ungewöhnlich, weil die Frau in der 22. Woche schwanger war. Die Operation glückte. Frau und Kind geht es heute gut.

Gerhard Schroth

Inselspital Bern

Wenn es stockt im Gehirn, ist das ein Fall für Gerhard Schroth. An der Berner Stroke Unit

Kürzlich musste er einer Frau eine Leber einsetzen. Sie war in der 22. Woche schwanger.

aus der Familie stammt, meist höher als bei einer Leichenspende, weil weniger Medikamente gegen Abwehrreaktionen des Immunsystems eingenommen werden müssten.

«Arbeiten mit den Händen»

Pierre-Alain Clavien ist Chirurg geworden, weil ihm das «Arbeiten mit den Händen» zugesagt hat. Studiert hat er in seiner Heimatstadt Genf. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in Toronto (Kanada) und in Durham (USA) hat er sich dann auf Leber- und Bauchspeicheldrüsen-Chirurgie spezialisiert. Das nordamerikanische System erlaubte es ihm, gleichzeitig mit der klinischen Arbeit bei den Patienten auch Grundlagenforschung zu betreiben. So stammen von ihm wesentliche Erkenntnisse zur Rolle von Serotonin bei der Regeneration der Leber. Dieses Hormon ist im Blut enthalten und fördert die Erholung der Leber nach einer Krankheit oder einem chirurgischen Eingriff. Unter der Leitung von Clavien laufen derzeit Studien mit potenziellen



«Innert Minuten an jeder Stelle im Hirn»: Chefarzt Schroth.

(Zentrum für Schlaganfälle), der er vorsteht, werden jährlich über tausend Patienten behandelt, die an einem Verschluss der Hirnarterien leiden. Ihnen drohen bleibende Behinderungen. Weltbekannt ist die Stroke Unit für die rasche Entfernung von Blutgerinnseln aus den Hirngefässen, wo in Bern Pionierarbeit geleistet wurde. 1997 gelang es dem Team von Gerhard Schroth erstmals, eine Halsschlagader bei einem akuten Schlaganfall zu öffnen: Eine Frau war wegen eines Blutgerinnsels in der Halsschlagader in Lebensgefahr, weil ihr Gehirn nicht mehr mit Blut versorgt wurde. Am Inselhospital fügte man ihr auf Leistenhöhe einen Katheter in die Blutgefässe ein und konnte so das Gerinnsel absaugen. Über denselben Katheter wurde dann ein kleines Drahtgitter (Stent) eingeführt und die verschlossene Halsschlagader geöffnet. Eine Methode, die an die Behandlung verengter Herzkranzgefässe erinnert.

Die Stroke Unit an der Berner «Insel» ist eines der führenden Schlaganfall-Zentren der Welt und glänzt regelmässig mit Innovationen. Dazu zählt der sogenannte Express-Stent, eine Weiterentwicklung des Herz-Stents, der in die Hirnarterien gebracht wird, dort das Blutgerinnsel aufnimmt und nach wenigen Minuten zusammen mit dem Gerinnsel wieder entfernt wird. Eine andere Innovation sind kleine Platinspiralen, mit denen lebensbedrohliche Gefässerweiterungen im Gehirn ge-

füllt werden. Jedes Jahr kommen Ärzte aus aller Welt nach Bern, um sich in der Behandlung von Schlaganfallpatienten weiterzubilden.

Dem Gehirn beim Denken zuschauen

Der 63-jährige Gerhard Schroth leitet das Universitätsinstitut für Neuroradiologie seit zwanzig Jahren. Als Chefarzt hat er es massgeblich aufgebaut – mit guten Kollegen, wie er betont. Schroth ist im Schwarzwald aufgewachsen und hat in Tübingen nicht nur in Medizin, sondern auch in Philosophie abge-

Für den Kantönligeist hat er wenig Verständnis, auch wenn er den Schweizer Pass besitzt.

schlossen. Doch Philosophie war Schroth, der aus einem handwerklichen Umfeld kommt, dann doch zu abstrakt. Er spezialisierte sich auf Neurologie und wurde auf die Computer- und Magnetresonanz-Tomografie aufmerksam. Diese damals neuartigen bildgebenden Verfahren faszinierten ihn. «Plötzlich konnte man dem Gehirn beim Denken zuschauen», sagt Schroth, «und das ohne Strahlenbelastung oder sonstige Nebenwirkungen.»

Schroth bildete sich in Radiologie weiter und verfolgte fortan eine Karriere als Neuroradiologe. Der Wechsel 1990 in die Schweiz – zu-

erst als Oberarzt am Zürcher Universitätsspital – fiel ihm leicht. «Die Schweizer sind mentalitätsmässig etwa gleich gewickelt wie wir Schwarzwälder», meint Schroth. «Man schafft erst, bevor man schwatzt.»

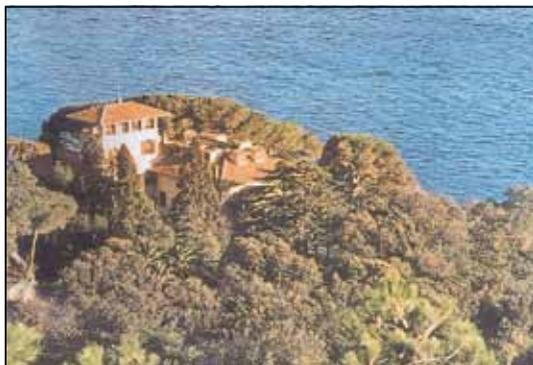
Schroth führt mit sichtlichem Stolz durch seine Abteilung. Man wähnt sich eher in einem Fernsehstudio als in einer medizinischen Klinik. Es dominieren Bildschirme, auf denen Hirnwindungen und Blutgefässe in bunten Farben aufleuchten. Da und dort trifft man Patienten, die gerade in die «Röhre» müssen. Es werden nebst Schlaganfallpatienten auch Menschen durchleuchtet, die an multipler Sklerose leiden oder querschnittgelähmt sind. Wegen des hohen technologischen Aufwands gehören auch Techniker und Physiker zum Team.

Wenig Verständnis für Kantönligeist

Dank dem modernen Gerätepark ist es möglich, innert kürzester Zeit die Hirnarterien von Schlaganfallpatienten darzustellen. Es dauere jeweils nur wenige Minuten, bis entsprechende Bilder geschossen und analysiert seien, sagt Schroth. Auch die Behandlung selber schreite rasch voran. «Mit unseren Kathetern kommen wir innert Minuten an jede Stelle im Gehirn.» Der Erfolg des Berner Schlaganfall-Teams ist belegt: Studien zeigen, dass 55 Prozent der Patienten, die mittels Katheter und Stents behandelt werden, drei Monate später wieder in

Ein Idyll an Liguriens Küste

«Casa Henry Dunant» in Varazze: Erholung für die Berufsjuugend – aber nicht nur



Publireportage

Die Casa Varazze, wunderschön gelegen am ligurischen Meer, ist das Geschenk des Schweizerischen Gewerbeverbandes SGV an die Schweizer Berufsjuugend. Das Idyll im nahen Italien kann auch für Seminare gemietet werden.

Das Kleinod an der ligurischen Küste hat eine wechselvolle Geschichte: Erbaut wurde es Ende des 19. Jahrhunderts als «Villa Salice» von einer Bourbonen-Prinzessin aus Spanien. Der Palazzo ging 1912 an einen Privatmann über, wurde im Zweiten Weltkrieg von italienischen, deutschen und amerikanischen Truppen besetzt und wurde schliesslich 1948 als «Villaggio di Ragazzi» zum Heim für Halbwüchsige, verlassene und verwahrloste Kinder. Nach dem Übergang ans Schweizerische Rote Kreuz diente es als Jugendherberge; 1961 übernahm die «Stiftung Casa Henry Dunant» die Trägerschaft. Seit 1965 können sich Jugendliche in Ausbildung in der «Casa Henry Dunant» im ligurischen Varazze

Preise und Infos:

Die Casa Henry Dunant im ligurischen Varazze (450 km ab Bern) verfügt über 77 Betten. Pro Tag mit **Vollpension** werden Jugendlichen und Erwachsenen CHF 50.–, Kindern ab 6 bis 14 Jahren CHF 30.– berechnet.

Die **Wochenpauschalen** (5, 6 oder 7 Tage) betragen CHF 280.–/300.–/340.– für Erwachsene bzw. CHF 170.–/180.–/200.– für Jugendliche.

Informationen: www.varazze.ch
Reservation: Stiftung Casa Henry Dunant
 Urs Wyler, Schwarztorstrasse 26, 3001 Bern
 Tel. 031 380 14 10; Fax 031 380 14 15
 E-Mail: stiftung.casa@varazze.ch

erholen. Zu seinem 125-Jahr-Jubiläum im Jahr 2004 übernahm der Schweizerische Gewerbeverband das wunderschöne Haus von der Stiftung «Casa Henry

Dunant». Es soll auch künftig in erster Linie der Berufsjuugend zur Verfügung stehen.

Vielseitig nutzbar

Das grosszügig gebaute Haus verfügt über 77 Betten und eignet sich für beinahe unbeschränkte Aktivitäten: Für Projektwochen aller Art, für Prüfungsvorbereitungen, themenspezifische Seminare, kulturelle Weiterbildung, für musikalische oder sportliche Trainings- und Übungswochen und vieles mehr. Bereits haben Tausende von Jugendlichen unvergessliche Tage und Wochen in der Casa Varazze verbracht. So waren in den vergangenen zehn Jahren unter anderen Bäcker/Konditoren, Bauzeichner, Chemielaboranten, Coiffeusen, Elektromonture oder Informatiker zu Besuch am Ligurischen Meer. Neben Weiterbildung kam dabei auch die Erholung nicht zu kurz: Sei es im nahen Genua, wo nebst der Altstadt und dem Hafen auch das riesige Aquarium die Besucher anzieht, sei's Richtung Westen in der Provinzhauptstadt Savona oder im nahen Piemont – «Varazze» bietet für alle etwas.

Praktisch vor der Haustür

Die Statistik der Altersstruktur zeigt ein klares Bild der Kundschaft in der «Casa Varazze»: Die 16- bis 20-Jährigen machen mehr als die Hälfte der Besucher aus, die 21- bis 25-Jährigen ein weiteres Viertel. Sie geniessen den Internet-Zugang ebenso wie das Fussballspiel oder das Baden am hauseigenen Strand. Doch das Idyll «Casa Varazze» steht selbstverständlich auch Erwachsenen offen: Sie werden die angenehm hohen Räume zu schätzen wissen, die liebevolle Bedienung durch Annina Ryffel und ihr Team, die hervorragende Küche von René Züger. Auf der Terrasse werden sie nicht nur die unvergleichliche Aussicht, sondern auch die angenehme Ruhe geniessen. Varazze ist über die Simplon-Route oder das Aostal und danach über die A26 über 450 Kilometer in gerade einmal fünf Stunden zu erreichen, die «Casa Varazze» liegt also praktisch vor unserer Haustür. Und die «Casa» erfreut sich zunehmender Beliebtheit: Eine frühzeitige Reservation ist also zu empfehlen.

einem körperlich guten Zustand sind. Bei alternativen Behandlungen, etwa mittels Medikamenten, liegt der Anteil bei nur 25 Prozent.

Das Team um Gerhard Schroth steht rund um die Uhr für Notfälle bereit. Damit dies effizient und kostengünstig erfolge, sei Spezialisierung unerlässlich, ist Schroth überzeugt. Der Zustrom an Schlaganfallpatienten müsse darum gross genug sein. «Das Einzugsgebiet für ein solches Zentrum sollte mindestens ein bis zwei Millionen Einwohner umfassen», schätzt er.

Entsprechend steht die Berner Stroke Unit mit zahlreichen Spitälern in Verbindung, etwa mit denen von Neuenburg, Freiburg und Luzern. Kommt in einem Regionalspital ein Patient mit einem Schlaganfall an, wird umgehend das Berner Team kontaktiert. Zusammen eruiieren die Ärzte dann am Computer die beste Behandlung. Werden vor Ort Gehirnbilder geschossen, übermittelt das Regionalspital diese ans Insepspital. Notfalls wird der Patient per Helikopter nach Bern geflogen. Hier laufen bereits die Vorbereitungen für die nötigen Eingriffe. «Alles aus einer Hand», nennt Schroth die Devise. Für Kantonlgeist hat er diesbezüglich wenig Verständnis – auch wenn er inzwischen den Schweizer Pass besitzt.

Gerhard Schroth befürchtet, dass die Schweiz ihr hohes Niveau in der hochspezialisierten Medizin nicht halten kann. Investitionen in die Infrastruktur und in die klinische Forschung seien dringend nötig. Zwar gelinge es der Schweiz heute noch, internationale Spitzenmediziner dank vergleichsweise hohen Gehältern anzulocken. Gehe in der Schweiz hingegen ein Arzt in die Forschung, müsse er mit einem schlechten Gehalt und wenig Karrierechancen vorliebnehmen. Dadurch habe die Schweiz «offensichtliche Probleme», medizinischen Nachwuchs auszubilden.

Philipp Kirchhoff

Universitätsspital Basel

Hat Philipp Kirchhoff einen seiner Dienste als Chirurg beendet, hört seine Arbeit oft noch lange nicht auf. Der junge Arzt verfolgt dann die Entwicklung eines Produktes, das das Leben von Hunderttausenden Menschen erleichtern könnte. Es geht um Patienten mit einem Stoma, einem künstlichen Darmausgang. Ein solcher wird gelegt, wenn der Enddarm wegen Tumorbefalls oder chronischen Entzündungen entfernt werden muss. Etwa ein Drittel der Menschen mit einem Stoma entwickeln eine sogenannte Hernie: Weil sich das Bauchdeckengewebe rund um den Darmausgang zurückzieht und die Öffnung sich erweitert, treten Eingeweide aus und formen eine Ausstülpung. Diese ist oft so gross wie ein Tennisball, in Extremfällen so gross wie ein Fussball. Eine Hernie ist nicht nur hässlich und schmerzt. Sie kann auch einen lebensgefährlichen Darmverschluss verursachen. >>>

Spitzenmedizin

Die Bremsfaktoren

Die Schweiz ist bei vielen Behandlungsformen Weltklasse. Für noch bessere Leistungen braucht es mehr Koordination.



Guter Ruf: Herz-OP am Kinderspital Zürich.

Wer eine sogenannte Protonentherapie nötig hat, reist dafür mit Vorteil in die Schweiz ans aargauische Paul-Scherrer-Institut (PSI). Bei einer solchen Therapie werden tiefliegende Tumoren im Gehirn und in den Augen mit Protonenstrahlen behandelt, was einen hohen Heilungserfolg verspricht. Am PSI wurde 1984 das erste Protonentherapie-Zentrum Westeuropas eröffnet, und hier arbeitet auch heute noch ein spezielles Ärzteteam. Jedes Jahr unterziehen sich über 200 ausländische Patienten in der Schweiz einer Protonentherapie.

Spitze ist die Schweizer Medizin auch bei der Behandlung des Retinoblastoms bei Kindern. Dieser bösartige Tumor in der Netzhaut des Auges ist äusserst selten, erkranken doch in der Schweiz jährlich nur drei bis vier Kinder daran. Am Universitätsspital Lausanne weiss man aber, wie mit diesem Tumor umzugehen ist. Jährlich lassen sich hier auch etwa fünfzehn ausländische Kinder behandeln. Einen sehr guten Ruf hat die Schweiz auch bei der Herzchirurgie und bei der Behandlung von genetischen Immundefekten bei Kindern.

Spitzenmedizin heisst in der Fachsprache hochspezialisierte Medizin (HSM). Sie ist als der Bereich der Medizin definiert, der sich um seltene Krankheiten dreht, der sehr

komplexe Behandlungsformen bereithält und der nicht zuletzt einiges an Kosten erzeugt. Eine Studie des Bundes von 2007 zählte 2 Prozent aller stationären Fälle in Akutspitälern zur HSM. Diese erzeugten 3,8 Prozent der Kosten der Spitalversorgung (im Akutbereich). Eine Behandlung im Bereich der Spitzenmedizin kostet im Schnitt also fast doppelt so viel wie eine sonstige Behandlung. Klar am teuersten sind dabei Organtransplantationen, die im Schnitt 100 000 Franken kosten.

Föderalistische Verzettlung

Obwohl die Schweizer Spitzenmedizin durch hervorragende Leistungen auffällt, gibt es in diesem Bereich auch einige Hemmnisse. Das Schweizer Spitalwesen ist stark durch den Föderalismus geprägt. Entsprechend gibt es meist eine Vielzahl von Spitälern, die parallel bestimmte Leistungen der HSM anbieten. Gemäss der erwähnten Studie des Bundes verteilen sich bestimmte Behandlungsformen auf bis zu fünfzig Krankenhäuser. Das hat eine Verzettlung zur Folge: 70 Prozent der Spitalbetriebe verzeichnen für einzelne Behandlungen der HSM weniger als zwanzig Fälle pro Jahr. Ist an einem Spital aber wenig Erfahrung mit einem Eingriff vorhanden, kann das den Patienten schaden. Eine amerikanische Studie zeigte etwa, dass die Sterblichkeit bei Operationen an der Bauchspeicheldrüse bei 16 Prozent liegt, wenn jährlich nur ein oder zwei Eingriffe durchgeführt werden – jedoch bei nur 7 Prozent, wenn es mindestens vierzehn Operationen sind.

Um die Spitzenmedizin auf wenige, dafür kompetentere Zentren zu konzentrieren, haben die Kantone 2009 eine Vereinbarung unterzeichnet und sich zur gemeinsamen Planung verpflichtet. Bisher wurden in diesem Rahmen 29 Leistungsentscheide getroffen. So entschieden die Kantone etwa, dass Lungentransplantationen in Lausanne und Zürich vorgenommen und angeborene Stoffwechselstörungen bei Kindern in Bern, Zürich und Lausanne behandelt werden sollen. Andere Entscheide stehen noch aus – etwa der politisch heissumkämpfte Entscheid, welches der drei Zentren für Herztransplantation, Zürich, Bern oder Lausanne, schliessen muss.

Alex Reichmuth

An einem Fachkongress vor zwei Jahren war Kirchhoff das Problem mit den Ausstülpungen aufgefallen. Zwar gibt es bereits ein Hilfsmittel, um diesen vorzubeugen. Es handelt sich um ein Netz, das unter der Bauchdecke platziert wird. So kann man die Bauchdecke um das Stoma stabilisieren. Allerdings ist dieses Netz bei Chirurgen überhaupt nicht beliebt: Wegen seiner grossen Fläche (etwa zwanzig auf zwanzig Zentimeter) besteht das Risiko von Infektionen. Zudem verlängert der Einbau des Netzes die Stoma-Operation, die sowieso meist mehrere Stunden dauert, beträchtlich. Darum setzen die Chirurgen heute nur bei wenigen Patienten mit Stoma ein solches Netz ein.

Er skizzierte, zeichnete, bastelte

Kirchhoff war überzeugt, etwas Besseres bringen zu können. Er skizzierte, zeichnete, bastelte – bis er die Lösung gefunden hatte: einen Ring aus gewobenem Stoff, mit einem Durchmesser von sechs Zentimeter. Dieses Teil, Koring genannt, wird gegen Ende der Stoma-Operation eingesetzt, um den künstlichen Darmausgang zu stabilisieren. Der Arzt vernäht die umgebende Bauchdecke direkt mit dem Ring. Die Infektionsgefahr ist so vermindert, und der zusätzliche Operationsaufwand ist mit etwa zehn Minuten gering. Eine Umfrage von Kirchhoff hat ergeben, dass fast alle

«Hier ist die Atmosphäre in der Chirurgie freundlicher als in Deutschland.»

Bauchchirurgen bei ihren Stoma-Operationen ein solches Implantat vorbeugend verwenden würden, sofern dessen Nützlichkeit und Unbedenklichkeit belegt ist.

Mittlerweile liegt der marktreife Koring vor: Er fühlt sich leicht und geschmeidig an. Der Stoff ist flexibel, aber nicht elastisch. Von der Erfindung bis zum marktreifen Produkt war es ein weiter Weg. Zuerst musste Kirchhoff mittels einer Patentrecherche abklären, ob es nicht schon ähnliche Erfindungen gibt. Als klar war, dass dies nicht der Fall ist, meldete er das eigene Patent an und fand eine Firma, die das Produkt herstellen würde. Vor allem aber musste der junge Arzt Geld auftreiben. Er suchte Investoren und holte an Wettbewerben für Jungunternehmer mehrere zehntausend Franken ab, die er in die Entwicklung des Korings steckte.

Philipp Kirchhoff arbeitet oft abends und an den Wochenenden an seinem Projekt. Zu viel sei ihm das nicht geworden, sagt der Vater von zwei kleinen Kindern. «Ich fühle mich nicht überarbeitet.» Kirchhoff stammt aus einer Ärztfamilie in der Nähe von Köln. Schon seine Grossmutter und sein Vater studierten Medizin. Er selber absolvierte sein Studium in

Freiburg im Breisgau, Wien und Berlin. Das Berufsziel Chirurgie stand für Kirchhoff schon lange fest. «Als Chirurg sehe ich nach einer Operation schnell, ob diese geglückt ist», sagt Kirchhoff. «Das sagt mir zu.» Nach Abstechern an das Universitätsspital Zürich und an die Yale University im amerikanischen New Haven kam er 2010 als Oberarzt ans Unispital Basel. Letztes Jahr habilitierte er und hält seither als Privatdozent Vorlesungen für angehende Chirurgen.

Um sein ehrgeiziges Koring-Projekt zum Erfolg zu bringen, stehen als Nächstes erste Tests an. Der Ring soll einer Reihe von Patienten eingesetzt werden – um zu klären, ob Komplikationen auftreten. Gleichzeitig will Kirchhoff eine eigene Firma gründen, die das Produkt vertreibt und vermarktet. Später muss die Wirksamkeit in einer mehrjährigen Studie mit etwa achtzig Patienten überprüft werden: Kann der Ring tatsächlich die Bildung von Hernien verhindern?

Ein weiteres Problem musste Kirchhoff lösen: Im Februar 2013 geht er für ein Jahr nach Grossbritannien, um an der Cambridge Uni-

versity eine Weiterbildung als Chirurg zu durchlaufen. Darauf möchte er nicht verzichten, trotz dem Koring. Er hat nun Kollegen gefunden, die während seiner Abwesenheit die anstehenden Tests begleiten und den Aufbau der Firma vorantreiben.

Die Schweiz sagt dem Deutschen zu – zum Arbeiten und zum Leben. «Hier sind die Strukturen der Universitätsspitaler übersichtlicher, und die Atmosphäre in der Chirurgie ist freundlicher als in Deutschland», sagt er. Zudem schätze er die hohe Lebensqualität des Alpenlandes. Auch der Spitzenmedizin in der Schweiz attestiert Philipp Kirchhoff überdurchschnittliche Leistungen – trotz der Kleinheit des Landes. Von Vorteil für die hiesige hochspezialisierte Medizin und die Medizinforschung sei, dass, verglichen mit dem Ausland, mehr Geld flösse. Ihr gegenwärtiges Niveau in der Spitzenmedizin könne die Schweiz aber nur halten, wenn sie Spezialisierung und Zentralisierung vorantreibe. Es gelte, vorhandenes Geld in internationale Spitzenkräfte zu investieren – egal, woher diese Leute kommen. ○



«Ich fühle mich nicht überarbeitet»: Chirurg Kirchhoff.

Professoraler Pöbel

Dass Studenten im juvenilen Überschwang Redner sabotieren, ist ärgerlicher Usus. Schlimmer ist, dass sich nun auch Professoren als Boykotteure betätigen.

Von Urs Paul Engeler

Stünde das Haus in einem abgeholzten Viereck des Regenwaldes und würde es von andern bewohnt, erklangen laute Klagen über die menschliche Anmassung und die räuberische Zerstörung eines Ökosystems. Da es in einer von Menschenhand gerodeten Lichtung des Bremgartenwaldes am Stadtrand von Bern steht und von guten Menschen bewohnt wird, ist es das natürliche Idyll von Ethik-Professor Thomas Kesselring (64), der sich referierend und schreibend weltweit für alles einsetzt: für Gerechtigkeit, für Gleichheit, für Kollektivismus, für Nachhaltigkeit, für Entwicklungshilfe, für Demokratie (in Brasilien) und gegen Ausbeutung, Privatisierung, gegen WTO, gegen Weltbank, gegen Globalisierung.

Thomas Kesselring ist Dozent für Ethik, Philosophie, Multikulturalität, Kinderphilosophie, Ökologie und Bildung für nachhaltige Entwicklung an der Pädagogischen Hochschule Bern und Privatdozent für Philosophie an der Universität Bern. In den Semesterferien jettet er nach Brasilien an die Universität von Caxias do Sul oder nach Moçambique an die Universidade Pedagogica. Als Experte bereichert er internationale «Gerechtigkeits-Kongresse». Dann und wann verfasst er (auch für die *Weltwoche*) schwärmerische Artikel zum Beispiel über die «einzigartige» Basisdemokratie im brasilianischen Porto Alegre, dem Wallfahrtsort aller Globalisierungsgegner.

Am Montag hätte Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck an der Pädagogischen Hochschule Bern im Rahmen des institutionalisierten «Montagsforums» ein Referat halten sollen. Titel: «Innovationen umsetzen». Professor und Basisdemokrat Kesselring wollte diese freie Rede samt offenem Diskurs nicht akzeptieren und agitierte gegen das Projekt, zuerst intern, dann über eine juvenile Gruppe von radaubereiten Globalisierungsgegnern (Attac), schliesslich, unterstützt von einem heilpädagogischen Assistenten sowie andern radikalisierten Mitarbeitern und Studenten der Hochschule, mit einem offenen Brief an das Rektorat. Die Erpressung via Medien funktionierte; die verängstigte Schulleitung sagte den Anlass ab. Es war davon auszugehen, dass Ethik-Professor Kesselring und Kumpanen Brabeck in Bern niedergeschrien hätten.

Damit hat die linke Repression in der Schweiz eine neue Eskalationsstufe erreicht. Bisläng war es vereinzelt Haufen von Studenten oder Schülern gelungen, Wirtschaftsführer oder bürgerliche Politiker daran zu hin-

dern, sich öffentlich zu erklären. Nun outen sich auch Professoren als Aufhetzer.

Wenn Kesselring eine «Ethik für Pädagogen» schreibt, dann säuselt er konziliant für den Dialog und gegen die Methode des «Alles oder nichts». Machtkämpfe, predigt er in der Theorie, «enden unversöhnlich und führen daher nicht zu langfristig tragbaren Lösungen». Die Bewältigung von Konflikten setze stets «die Zusammenarbeit aller Betroffenen voraus» und lasse sich nur dann vorteilhaft erreichen, «wenn jede Partei die Interessen und Motive der Gegenpartei ernsthaft und in kooperativem Geist exploriert» und sich nicht «stur und ausschliesslich bloss an den eigenen Interessen orientiert». In der politischen Praxis lehrt der Professor seinen Studenten indes die umgekehrte Lektion: die Kraft des brutalen Boykotts. Die Jünger lebten den Triumph, der zum Reputationsschaden der Lehranstalt wird, auch öffentlich aus.

Angegraute Ansichten

Tatsächlich ist Kesselring alles andere als der gesprächsbereite liberale Mediator, sondern ein Bewirtschafter billiger Entrüstung und ein Scharfmacher, der sich allein an seinen eigenen Interessen orientiert. Und diese sind, wie seine Aufsätze und Bücher belegen, weitgehend identisch mit den mittlerweile doch arg angegrauten Ansichten militanter Globalisierungsgeg-

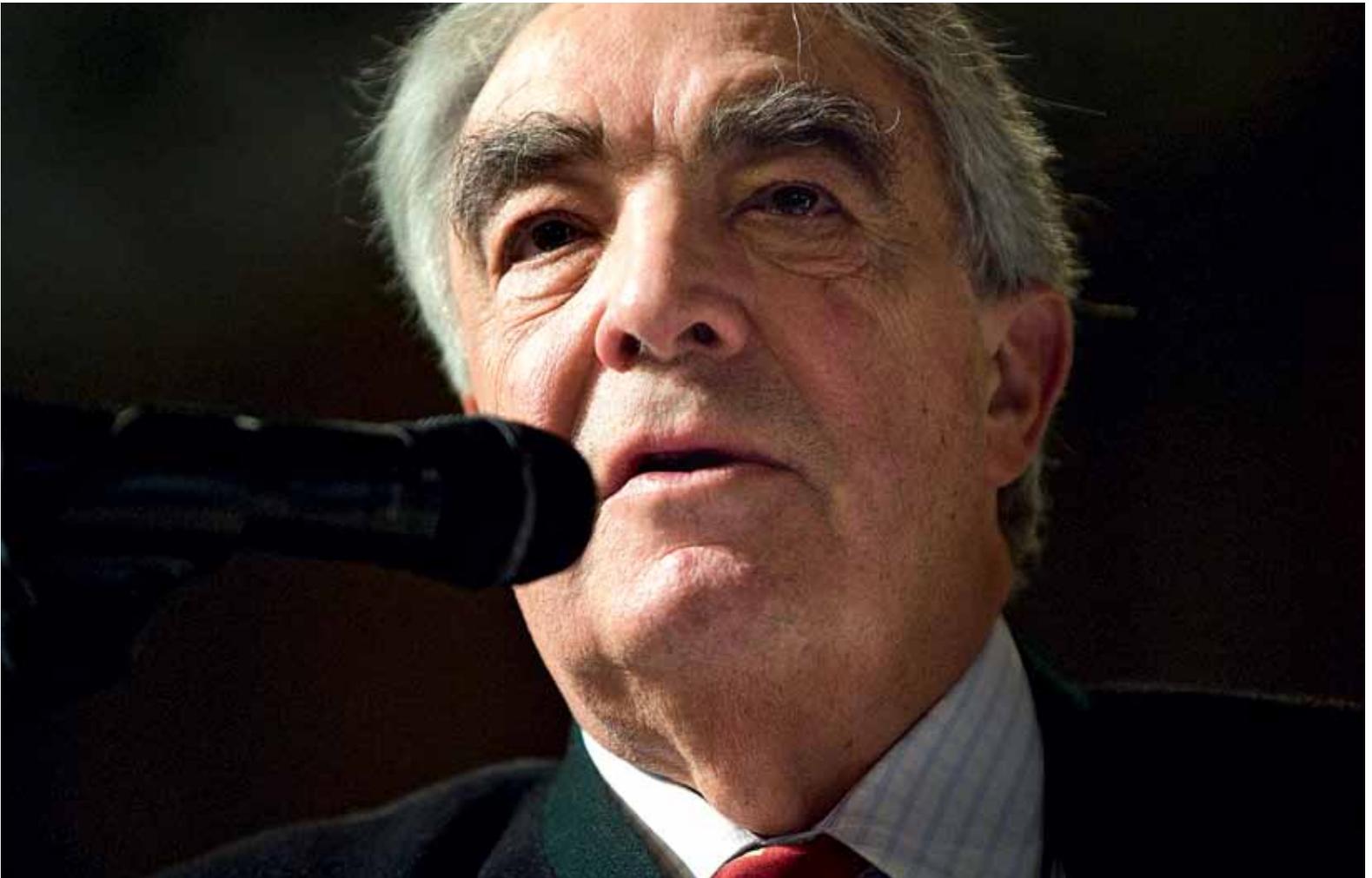
ner, linker Parteien und NGOs. Er lehnt jeden internationalen Handel mit Gütern und Dienstleistungen ab und plädiert – ein ökonomischer Bumerang – für eine Art Erziehungsschutz für *infant industries* der Dritten Welt. Selbst die utopische Seelengebräu meist gewogene linksliberale *Zeit* urteilt nach der Lektüre der 323 Seiten seiner «Ethik der Entwicklungspolitik. Gerechtigkeit im Zeitalter der Globalisierung» trocken: «weitgehend überraschungsfrei».

So reizlos war auch das Nestlé-Sündenregister, das Kesselring und seine Mitrebellen verbreiteten. Dass der Weltkonzern mächtig ist, mit Wasser handelt, Joint Ventures und internationale Partnerschaften eingeht, dass Peter Brabeck «der drittmächtigste Mann der Schweiz» sei, waren ihnen Gründe genug, ihm das Wort und jede Diskussion zu verweigern. Die Ideologen machen dem Konzern selbst die Kooperation mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) und den Entwicklungshelfern von Alliance Sud zum Vorwurf: «Einfluss auf die schweizerische Politik».

PS: Zu den Zuständen in Moçambique, das der Dozent so regelmässig wie gerne anfliegt, lässt Kesselring sich nicht vernehmen. Wer sich über die Pressefreiheit und die Justiz im Land der Alt-Marxisten der Frelimo-Partei orientieren will, muss die alarmierenden Berichte von Menschenrechtsorganisationen lesen. ○



Zielscheibe billiger Entrüstung: Nestlé-Chef Brabeck.



Beispiellose Fülle von vertraulichen Informationen und Indiskretionen: Unternehmer Suter.

Über den Wolken

Wenn das Ego auf 33 000 Fuss steigt: Die Karriere von Moritz Suter als Flug- und Medienunternehmer.

Von Kurt W. Zimmermann

Wenn man in den neunziger Jahren die neusten Interna und Intrigen zur Swissair erfahren wollte, dann gab es einen idealen Informanten. Er hiess Moritz Suter. Er war damals Chef der Regionalfluglinie Crossair, einer Swissair-Tochter. Man musste also nur mit Suter reden, und man wusste alles darüber, was sich bei der Swissair tat. Man wusste alles über Pläne, Finanzen und persönliche Rivalitäten im Unternehmen. Auf Suter als Sprudelquelle war Verlass.

Wenn man knapp zwanzig Jahre später die neusten Interna und Intrigen zur *Basler Zeitung* erfahren wollte, dann war dasselbe Vorgehen empfehlenswert. Wiederum war rund um Pläne, Finanzen und persönliche Rivalitäten auf die Sprudelquelle Suter Verlass. Er war bis 2011 ein Jahr lang Verwaltungsratspräsident des Basler Verlags.

Der Unterschied zwischen den neunziger Jahren und der Gegenwart ist minim. In den neunziger Jahren gab Suter seine Indiskretionen gegenüber Bekannten vorzugsweise bei einem Glas Wein am Restauranttisch preis. Da-

zu rauchte er eine Zigarre, vorzugsweise eine Davidoff. Der Wein ist geblieben, aber heute muss man selbst in Basel in das Fumoir.

Zigarrenraucher Suter hat die Historie der Schweizer Luftfahrt geprägt wie kaum ein zweiter Akteur. Seine Produktion von heissem Rauch und heisser Luft waren ein massgeblicher Faktor dieser Geschichte.

Das wäre ihm früher nie passiert

Am 2. Oktober 2001 erlebte die Swissair ihr Grounding. Die mehr als hundert Maschinen mit dem Schweizer Kreuz am Schwanz blieben am Boden, weil das Geld ausgegangen war. Suter war der Profiteur. Er wurde VR-Präsident der Nachfolgesellschaft Swiss.

Am 21. Oktober 2012 erlebte die Charterlinie Hello ihr Grounding. Die vier Maschinen mit der blaugelben Schwanzflosse blieben am Boden, weil das Geld ausgegangen war. Suter hatte Hello 2004 gegründet und als VR-Präsident geführt. Suter, heute 69, war diesmal der Prügelknabe.

Der erste Fall war eine Katastrophe, der zweite Fall nur eine Episode. Es ist dennoch eine Tragikomödie, dass Suter mit Hello sein persönliches Grounding erleben musste. Während seiner gesamten Karriere war es zuvor stets sein enormes Talent gewesen, nur die andern in die Krise raseln zu lassen, selber aber unbeschadet und als Sieger davonzukommen. Der untrügliche Instinkt, jedes sinkende Boot rechtzeitig zu verlassen, war seine Stärke – bis er nun doch noch in der Niederlage endete. Hello, *what a hell*.

Das wäre ihm früher nie passiert. Im Jahre 1993 etwa verhandelte die Swissair unter dem Codenamen «Alcazar» mit der niederländischen KLM, der skandinavischen SAS und der österreichischen AUA über eine mögliche Fusion. Die Idee war ziemlich gut, weil schon damals Überkapazitäten und Kostendruck in der Flugindustrie bedrohlich sichtbar wurden. Suter, schillernder Chef der Swissair-Tochter Crossair, wäre durch die Fusion integriert und dadurch zum Nobody im neuen Gebilde geworden. Das wollte er unter allen Umständen verhindern.

Suter, charmant und kollegial, bediente die Journalisten mit einer beispiellosen Fülle von vertraulichen Informationen und Indiskretionen aus dem inneren Zirkel des «Alcazar»-Projekts. Vor allem die Medien aus dem Hause Ringier munitionierte er gezielt und gekonnt mit seinem Insiderwissen. *Blick* und *Sonntagsblick*, damals noch deutlich höher an Auflage und Einfluss, polemisierten über Monate gegen die Fusionsidee, die sie als Landesverrat darstellten.

Der öffentliche Druck, ganz im Sinne Suters, griff schnell auf die Politik über. Bundesrat und Verkehrsminister Adolf Ogi, dem Ringier-Konzern seit je zugetan, schloss sich der Empörung an und schoss das Projekt letztlich ab.

Nachdem die Kooperation um «Alcazar» beendet war, suchte die *Swissair* eine neue Strategie. Wiederum flüsterte Moritz Suter via Ringier ein. Am 28. November 1993 war das künftige Programm erstmals im *Sonntagsblick* zu lesen: Die nationale Airline, so las man, könne künftig dann Erfolg haben, «wenn die *Swissair* eine oder mehrere andere Fluggesellschaften übernimmt». Den Aufruf zum Alleingang schrieb Ringiers Chefkomentator Frank A. Meyer. Er war gut alimentiert.

Es war der Anfang zur Hunter-Strategie des Unternehmens. Die Hunter-Strategie meinte, durch Akquisitionen aus der mittelgrossen *Swissair* den dominierenden Airlines Europas einen Rivalen heranwachsen zu lassen. Die *Swissair* kaufte nun, was überhaupt zu kriegen war. Zu kriegen war nur Schrott. Die Übernahmen von maroden Fluggesellschaften wie Sabena, Air Littoral, Volare und LTU führten ins finanzielle Desaster und zum Grounding von 2001.

Es ist aus heutiger Sicht schwer zu sagen, ob ohne Suters Anti-Kampagne das «Alcazar»-Projekt zustande gekommen wäre. Womöglich wäre die ambitionierte Idee auch so an nationalistischen Widerständen gescheitert. Sicher ist nur: Suter stellte damals sein Ego bemerkenswert weit vor das allgemeine Interesse.

Das Muster wiederholte sich. Im November 2010 wurde der Basler Moritz Suter zur allgemeinen Verblüffung VR-Präsident der *Basler Zeitung* (*BaZ*). Installiert wurde er, nach aussen,

vom Tessiner Investor Tito Tettamanti. Dahinter aber stand ein anderer Geldgeber, der mit Krediten und Sicherheiten das Blatt finanzierte. Suter diente ihm als reiner Strohmann, doch sein Ego war gewaltig geschmeichelt.

Er zelebrierte sich als Luftfahrt-Robinson

Umgehend verkaufte er sich in der Öffentlichkeit nun als stolzer Besitzer der *BaZ*, obschon seine beschränkten finanziellen Mittel den Kauf des 70-Millionen-Objekts niemals zugelassen hätten. Suter ist nicht allzu wohlhabend. 2008 noch gab er in einem Gerichtsverfahren sein Vermögen mit 8,5 Millionen Franken an.

Umgehend erschien Suter, wenngleich vom Verlagsgeschäft völlig unberührt, auf der Redaktion des Blattes und verkündete die publizistische Stossrichtung der Zukunft. Es war die

Es ist die Story, wie man mit Charme, Schmus und Zigarren zu einer Vorzeigefigur aufsteigt.

Stossrichtung grosser baslerischer Identität und noch grösserer journalistischer Unabhängigkeit. Die leicht verführbare Basler Gesellschaft war, wie so oft bei Blasebälgen von Moritz Suter bis Dieter Behring, gebührend beeindruckt.

Dann, leider, wurde auch Suter klar, dass die *Basler Zeitung* im schwierigen Marktumfeld keine sichere Erfolgsstory war. Sein Ego suchte darum den klassischen Absprung. Als er sah, dass es brenzlich wurde, nahm er Reissaus. Er wollte wieder einmal die anderen schlecht, sich hingegen gut aussehen lassen.

Suter wurde erneut zur Sprudelquelle. Erst informierte er wochenlang, bei Wein und Zigarre, seinen erweiterten Bekanntenkreis über die wahren Besitzverhältnisse bei der *Basler Zeitung*. Nicht er, flüsterte er laut, sondern der vor Ort verhasste Ex-Bundesrat Christoph Blocher sei der wahre Besitzer des Blattes. Dann verkündete er, er würde Blocher aus der Firma schmeissen. Natürlich fehlte dem selbstdeklarierten Kraftwürfel dazu jede Macht. Also schrieb er zuletzt einen rührseligen Abschiedsbrief, auch

diesmal in aller Öffentlichkeit. Er hatte es als Verleger gerade mal ein Jahr ausgehalten.

Der schnelle Abgang bei der *Basler Zeitung* erinnerte viele ans Jahr 2001. Nach dem Grounding der *Swissair* konnte Suter in den politischen Gremien die aberwitzige Idee durchdrücken, dass sich die kleine *Crossair* als Muttergesellschaft die grosse *Swissair* einverleiben würde. Er selber wurde dadurch VR-Präsident des neuen Unternehmens unter dem späteren Namen *Swiss*. Als er sah, dass es brenzlich wurde, nahm er nach nur 44 Tagen Reissaus.

Der schnelle Abgang bei der *Swissair* erinnert auch viele an die Geschichte der *Crossair*. Suter gründete die Regionallinie 1975. Schon zwölf Jahre später stieg die *Swissair* mit rund vierzig Prozent bei ihm ein, mit einer Option auf die Aktienmehrheit. Suter sagte niemandem, dass er seine unternehmerische Seele längstens verkauft hatte. Er zelebrierte sich lieber als den kühnen, unabhängigen Luftfahrt-Robinson. Jahrelang verbreitete sein Ego dann auch die luftige Story vom kostengünstigen und effizienten *Crossair*-Geschäftsmodell, das den fetten Branchenleadern richtig monetäre Mores lehrte. In Wahrheit war seine Airline nie richtig profitabel.

Aber, man muss es fairerweise sagen: Suter und seine *Crossair* waren quasi die Vorläufer eines weltweiten Trends. Sie waren die Vorläufer von Billig-Airlines wie Ryanair und Germanwings. Suter hat hier alte Denk- und Geschäftsmuster aufgebrochen. In diesem Sinn war er ein wirklicher Pionier.

Letztlich ist die Geschichte von Moritz Suter eine Mediengeschichte. Es ist die Story, wie man mit Charme, Schmus und Zigarren zu einer Vorzeigefigur des helvetischen Unternehmertums aufsteigt. Wenn man dann fällt, ist der mediale Spott nicht weit. Am bündigsten brachte es der *Tages-Anzeiger* auf den Punkt. Wörtlich: «Ob *Crossair*, *Basler Zeitung* oder Hello: Das Geschäftsmodell von Moritz Suter ist immer das gleiche: Der Pilot steuert Ziele an, Freunde beschaffen das nötige Kleingeld.»

Nun will Suter seine abgeschmierte Hello-Airline verkaufen. Er muss sich selber das nötige Kleingeld beschaffen. ○

BORDEAUX 2009

«IT MAY TURN OUT TO BE THE FINEST VINTAGE I HAVE TASTED IN 32 YEARS OF COVERING BORDEAUX.» ROBERT PARKER

<p>100 Haut Brion – Graves, Pessac – Léognan 2009 CHF 1'004.40 Ab 36 Flaschen CHF 982.80</p> <p>100 La Mission Haut Brion – Graves, Pessac – Léognan 2009 CHF 702.– Ab 36 Flaschen CHF 691.20</p> <p>100 Smith Haut Lafitte Rouge – Graves, Pessac – Léognan 2009 CHF 237.60 Ab 36 Flaschen CHF 226.80</p> <p>100 Pontet Canet – Pauillac 2009 CHF 302.40 Ab 36 Flaschen CHF 280.80</p> <p>100 Pétrus – Pomerol 2009 CHF 3'780.– Ab 36 Flaschen CHF 3'564.–</p> <p>100 Clos Fourtet – St. Emilion 2009 CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 248.40</p> <p>100 Mondotte – St. Emilion 2009 CHF 426.60 Ab 36 Flaschen CHF 415.80</p>	<p>100 Pavie – St. Emilion 2009 CHF 340.20 Ab 36 Flaschen CHF 329.40</p> <p>100 Cos d'Estournel – St. Estephe 2009 CHF 421.20 Ab 36 Flaschen CHF 399.60</p> <p>100 Montrose – St. Estephe 2009 CHF 356.40 Ab 36 Flaschen CHF 340.20</p> <p>100 Ducru Beaucaillou – St. Julien 2009 CHF 291.60 Ab 36 Flaschen CHF 280.80</p> <p>100 Leoville Poyferre – St. Julien 2009 CHF 259.20 Ab 36 Flaschen CHF 248.40</p> <p>99+ Lafite Rothschild – Pauillac 2009 CHF 1'404.– Ab 36 Flaschen CHF 1'296.–</p> <p>99+ Mouton Rothschild – Pauillac 2009 CHF 885.60 Ab 36 Flaschen CHF 864.–</p> <p>99 Vieux Château Certan – Pomerol 2009 CHF 275.40 Ab 36 Flaschen CHF 259.20</p>	<p>98 Angelus – St. Emilion 2009 CHF 340.20 Ab 36 Flaschen CHF 329.40</p> <p>98+ Ausone – St. Emilion 2009 CHF 1'566.– Ab 36 Flaschen CHF 1'458.–</p> <p>98 Lynch Bages – Pauillac 2009 CHF 172.80 Ab 36 Flaschen CHF 167.40</p> <p>95-97 Rieussec – Sauternes 2009 CHF 64.80 Ab 36 Flaschen CHF 62.65</p> <p>95 La Lagune – Haut Médoc 2009 CHF 59.40 Ab 36 Flaschen CHF 57.25</p> <p>95 Pichon Longueville Comtesse Lalande – Pauillac 2009 CHF 181.45 Ab 36 Flaschen CHF 172.80</p> <p>93 Beychevelle – St. Julien 2009 CHF 84.25 Ab 36 Flaschen CHF 81.–</p>	<p>93 Clos du Marquis – St. Julien 2009 CHF 45.35 Ab 36 Flaschen CHF 43.20</p> <p>92 Clerc Milon – Pauillac 2009 CHF 59.40 Ab 36 Flaschen CHF 56.15</p> <p>91 Alter Ego de Palmer (2nd Vin de Palmer) – Margaux 2009 CHF 56.15 Ab 36 Flaschen CHF 54.–</p> <p>90 Le Petit Mouton Rothschild (2nd Vin de Mouton) – Pauillac 2009 CHF 129.60 Ab 36 Flaschen CHF 124.20</p> <p>90 Phélan Ségur – St. Estephe 2009 CHF 38.90 Ab 36 Flaschen CHF 37.80</p>
--	---	---	--

○ = Robert Parker Points. Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.



ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88 · F 091 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

Lufthoheit und Heckenschützen

Die Schweizer Luftwaffe hat grosse Lücken in ihren Beständen. Im Krisenfall könnte sie den Luftraum nicht mehr kontrollieren. Der Entscheid des Bundesrats, 22 schwedische Kampfflugzeuge vom Typ Gripen zu kaufen, ist notwendig und richtig. *Ein Essay von Peter Regli*

Unser Land ist ein Erfolgsmodell. Im Herzen Europas, umgeben von Ländern der EU mit zunehmend grossen Problemen, zeichnet sich die Schweiz aus durch wirtschaftlichen Erfolg, Finanzstabilität, gelebte direkte Demokratie, innere Ruhe und Ordnung, Wohlstand und einen hohen Lebensstandard.

Dank einer konsequenten Ausgabenbremse sind unsere Staatsfinanzen unter Kontrolle. Die Wirtschaft ist trotz des starken Schweizer Frankens und enormen Drucks von aussen erfolgreich. Nur mit einer garantierten Sicherheit, in einer zunehmend kritischen und explosiver werdenden internationalen Lage, ist das Erfolgsmodell aber auch überlebensfähig. Sicherheit und Schutz vor vielfältigen Bedrohungen sind unverändert die Voraussetzung für Freiheit und wirtschaftlichen Erfolg.

Die nationale Sicherheit zu gewährleisten, ist Aufgabe des Staates. Die Säulen dieser Sicherheit – zusammengeschlossen im sogenannten Sicherheitsverbund der Schweiz – sind der Nachrichtendienst, die Polizei, die Justiz, das Grenzschutzkorps, die Armee, der Bevölkerungsschutz sowie die Blaulichtorganisationen. Wichtige Beiträge zur Sicherheit leisten ebenfalls die Aussen- und die Wirtschaftspolitik.

Nur die Armee kann es richten

Diese Säulen der nationalen Sicherheit können nur tragend sein und ihre Traglast auch nachhaltig aushalten, wenn ihnen zielgerichtet und permanent die notwendigen Mittel und Kompetenzen erteilt werden. Dafür verantwortlich ist die Politik auf Stufe Bund und Kantone.

Ereignisse der letzten Jahre haben gezeigt, dass die Mittel der zivilen Behörden von Kantonen und Städten bei einem Grossereignis, einer Katastrophe oder einer länger dauernden Krise nach rund zwei bis drei Tagen an ihre Grenzen gelangen. Die in grosse Not geratenen zivilen Behörden richten dann jeweils einen Appell an die Eidgenossenschaft, welche ihre Reserve für Krisenlagen mobilisiert: die Armee. Unsere heutige Armee ist multifunktional. Sie ist in kürzester Zeit in der Lage, die sich in schwierigen Situationen befindenden zivilen Behörden tatkräftig subsidiär zu unterstützen. Schweizweit ist und bleibt die Armee das einzige einsetzbare Mittel bei Krisen,

Katastrophen und allenfalls bei Konflikten. Sie ist die einzige sicherheitspolitische Reserve der Landesregierung.

Die Schweiz ist ein souveräner Staat. Auf ihrem Staatsgebiet ist sie für die Sicherheit am Boden und in der Luft zuständig. Der Luftraum über unserem Land muss daher überwacht, kontrolliert und, im äussersten Fall, auch verteidigt werden können. So will es der Auftrag unserer Armee, wie er in der Bundesverfassung verankert ist. Die Lufthoheit der Schweiz wird administrativ durch das Bundesamt für Zivilluftfahrt verwaltet. Die praktische Umsetzung der Wahrung der Lufthoheit ist Sache der Armee. Die Luftwaffe garantiert diese Lufthoheit bei jeder Witterung, rund um die Uhr, Tag und Nacht, 365 Tage im Jahr.

Die Wahrung der Lufthoheit ist eine der Hauptaufgaben unserer Luftwaffe. Sie verfügt dazu über die Mittel der Luftraumüberwachung (u. a. Radare), der Fliegerabwehr und der Kampfflugzeuge.

Für die Identifikation von unerlaubt einfliegenden Objekten in unseren Luftraum können ausschliesslich bemannte Flugzeuge eingesetzt werden. Das tägliche Üben dieser Abfang- und Identifikationseinsätze stellt eine der Kernaufgaben unserer Kampfpiloten dar. Für den Einsatz bei Tag und bei Nacht, bei jeder Wetterlage und in grossen Höhen stehen heute 33 Flugzeuge F-18 Hornet zur Verfügung.

Wo bleibt das vorausschauende Denken?

Die allgemeine Weltlage, auch die Lage in Europa, hat sich in den vergangenen Monaten zuspitzt. Niemand weiss, welche Einflüsse die katastrophale Wirtschafts- und Finanzsituation vieler europäischer Staaten und die damit verbundene soziale Unrast auf die Sicherheitslage haben werden. Unkontrollierte Migration, organisierte Kriminalität, Islamismus mit dem globalisierten Terrorismus, Gewaltextremismus von rechts und von links sowie Proliferation von Massenvernichtungswaffen, der Cyberkrieg und weitere Bedrohungsfaktoren können in kürzester Frist unangenehme, schwer zu kontrollierende und staatenübergreifende Szenarien hervorrufen. Regierungen können rasch an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten stossen. Die Kontrolle über die Ereignisse kann



Säulen der Sicherheit: Kampfflugzeug Gripen

ihnen leicht aus den Händen gleiten. Das Udenkbare zu denken und das Unerwartete zu erwarten – das wäre angesagt. Ein Land, in welchem die eigene Regierung nie den Krisenfall übt und das das langfristige, vorausschauende sicherheitspolitische Denken nur vom Hörensagen kennt, geht besonders grosse Risiken ein.

Luftraum ohne Kontrolle

In einer komplexen, länger dauernden Krise müsste auch die Lufthoheit garantiert werden können. Die Schweiz hätte also dauernd, rund um die Uhr, mindestens vier Kampfflugzeuge F-18 in ihrem Luftraum; zwei im Westen und zwei im Osten des Landes.

Nach rund zwei Wochen wären die 33 F-18 am Boden. Sie müssten, aufgrund der vielen Flugstunden und der Abnutzung, gewartet, überholt und eventuell repariert werden. In dieser Situation bliebe unser Luftraum ohne aktiven Schutz und ohne Kontrolle. Die Luftraumüberwachung könnte wohl Eindringlinge feststellen. Es wäre ihr aber nicht möglich, diese positiv zu identifizieren, zum Verlassen unseres Luftraumes oder zur Landung zu zwingen. Der Schweizer Luftraum stünde somit jedermann zur Verfügung. Unser Land würde seine internationale Verpflichtung als souveräner Staat nicht mehr erfüllen können.

Unsere Luftwaffe hat grosse Lücken in den eigenen Beständen. Der den heutigen Erfordernissen nicht mehr angepasste Tiger F-5 muss möglichst rasch ausser Betrieb genommen und durch ein neues, modernes Kampf-



bei der Präsentation am 12. Oktober in Emmen.

flugzeug ersetzt werden. Rund 22 neue Flugzeuge sollen einen Teil der noch vorhandenen 55 Tiger ersetzen. Von hier stammt der Begriff «Tiger-Teilersatz/TTE».

Im Auftrag des Bundesrates haben Spezialisten des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) – Testpiloten, Ingenieure, Einkäufer, Staboffiziere und andere – verschiedene Lösungsvarianten geprüft. Diese Arbeit ist über Jahre, in der üblichen professionellen, kompetenten, zuverlässigen und unbestechlichen helvetischen Art und Weise erfolgt. Aufgrund der aktuellen finanziellen Lage des Bundes hat der Bundesrat im Dezember 2011 entschieden, 22 Kampfflugzeuge des Typs JAS-39 Gripen E aus Schweden zu beschaffen. Das Flugzeug erfüllt die gestellten Anforderungen und ist die preisgünstigste Lösung. Es fliegt heute in der

Variante C/D in der schwedischen Luftwaffe wie auch in Ungarn, Tschechien, Südafrika und Thailand. Der Gripen ist einmotorig – was nicht zuletzt neben einer günstigeren Anschaffung – auch in Wartung und Unterhalt grosse Vorteile bringt.

Mit dem JAS-39 Gripen könnte nicht nur die Luftverteidigung, sondern auch die Sparte Aufklärung und Bekämpfung von Zielen am Boden abgedeckt werden. Somit wäre unsere Luftwaffe, nach der Ausmusterung der Hunter und der Mirage-Aufklärer, wieder in der Lage, ihren Auftrag im Frieden sowie im Spannungs- und im Konfliktfall aktiv und umfassend sicherzustellen.

Bundesrat auf GSoA-Kurs

Nach der erfolgten Evaluation und nach dem Entscheid des Bundesrates haben sich, wie zu

erwarten war, sofort Gegner der Typenwahl und der Beschaffung bemerkbar gemacht. Die Verlierer der Evaluation, darunter insbesondere der Hersteller aus Frankreich, haben offenbar Medien, PR-Agenturen und einzelne Politiker mobilisiert, um gegen den Entscheid Sturm zu laufen.

Die Sozialdemokratische Partei (SP) hat in ihrem Parteiprogramm von 2010 die Abschaffung der Schweizer Armee festgelegt. Die Luftwaffe ist ein wesentlicher Teil dieser Armee. Mit der SP wird also bei der Beschaffung des TTE nicht zu rechnen sein. Die Grünen werden das Vorhaben, aus ideologischen Gründen, auch nicht unterstützen wollen.

Es bleiben daher in erster Linie die bürgerlichen Parteien: SVP, CVP, FDP und BDP. Leider gibt es bei diesen bezüglich TTE immer noch keinen Konsens und keinen Schulterchluss. >>>

Wo Sicherheit an erster Stelle liegt.

Kompetenz in der Vorsorge seit 1876

PAX Versicherungen
Aeschenplatz 13, Postfach, 4002 Basel
Telefon +41 61 277 66 66, Telefax +41 61 277 64 56
info@pax.ch, www.pax.ch

PAX
VERSICHERUNGEN

Der Bundesrat übernimmt ausserdem immer mehr die Rolle der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GsoA). Er steuert unsere Landesverteidigung seit Jahren über die Finanzen und Sparübungen anstatt über die real existierenden Bedrohungen und Bedürfnisse. In den letzten zwanzig Jahren hat der Bundesrat bei der Armee jedes Jahr zwischen 46 und 273 Millionen Franken gespart. Dies immer zugunsten der anderen sechs Departemente. Die finanziellen Beschlüsse für die Landesverteidigung erfolgten meist, ohne dass die Regierung vorher eine echte Beurteilung der Lage vorgenommen hätte. Neuerdings spielt der Bundesrat sogar die Beschaffung des Tiger-Teilersatzes gegen die echten und dringenden Bedürfnisse der Erdstreitkräfte (des Heeres) aus.

Bürgerliche Abweichler

Der bürgerliche Teil des Parlamentes (welcher in den Räten immer noch die Mehrheit hat) steht nun in der Pflicht. Er muss darauf beharren, dass der Parlamentsbeschluss vom Herbst 2011 (Armee mit 100 000 Angehörigen, fünf Milliarden Franken jährlich für die Armee inklusive der Beschaffung des Tiger-Teilersatzes) vom Bundesrat respektiert und umgesetzt wird. Die Abweichler und Heckenschützen in der Partei von Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) wie auch im Präsidium der FDP müssen endlich ihre eigenen Interessen aufge-

ben und den Typenentscheid des Bundesrates unterstützen. Die Parlamentarier sollen sich für die Sicherheit unseres Landes engagieren, die Beschaffung des TTE fordern und fördern. Unsere Lufthoheit soll wieder nachhaltig und glaubwürdig garantiert werden können.

Der Bundesrat wird dem Parlament mit der Rüstungsbotschaft 2012 auch die Beschaffung des TTE vorschlagen. Das Parlament wird sich also ab Frühling 2013 dazu äussern müssen. Es liegt dann am Chef VBS, an den verantwortlichen Staatsdienern, an den Spezialisten und an den unabhängigen Medien, die Sachlage klar darzustellen. Dem Bürger und der Bürgerin sollen Sinn und Zweck der Lufthoheit nochmals überzeugend und verständlich erklärt werden. Dabei soll das Stimmvolk eingeladen werden, das Handeln seiner politischen Vertreter kritisch zu verfolgen und mit Einflussnahme zu begleiten. Die überzeugten und engagierten Volksvertreter sollen den bürgerlichen Schulterchluss suchen, als Multiplikatoren wirken und sich klar und unzweideutig öffentlich für die TTE-Beschaffung einsetzen.

Die Evaluation für den TTE ist in jeder Beziehung korrekt durchgeführt worden. Dies bestätigte auch der Vorsitzende der Unterkommission der Sicherheitspolitischen Kommission (SIK) des Nationalrats, Thomas Hurter (SVP).

Die Zeit zwischen der Bestellung und der Auslieferung der Gripen E soll durch die leihweise Abgabe einer Staffel Gripen C/D der schwedischen Luftwaffe überbrückt werden. Dies ist ein Schachzug des VBS-Chefs. Somit können unsere Piloten auf ein aktuelles, modernes und allwettertaugliches Kampfflugzeug umgeschult und rechtzeitig auf den moderneren Nachfolger Gripen E vorbereitet werden. Die Wahrung der Lufthoheit kann damit rasch und effizient verstärkt werden.

Der schwedische Reichstag entscheidet im Dezember 2012 über eine grössere Beschaffung von JAS-39-Gripen-E-Kampfflugzeugen für die eigene Luftwaffe. Der zu erwartende positive Entscheid ist die Voraussetzung für eine Vertragsunterzeichnung zwischen den beiden Ländern zur Beschaffung der 22 Flugzeuge für die Schweizer Luftwaffe.

Der Typenentscheid des Bundesrates liegt vor. Er ist zweckmässig. Der Luftraum soll in jeder kritischen Lage, auch über Wochen, durch die vorhandenen und die neuen Mittel (eben den Tiger-Teilersatz) kontrolliert und, notfalls, auch verteidigt werden können.

Das letzte Wort in der Gripen-Beschaffung wird das Stimmvolk an der Urne haben, voraussichtlich im Frühjahr 2014.

Peter Regli, dipl. Ing. ETH Zürich, ist Divisionär a. D. und ehemaliger Kampfpilot der Luftwaffe.

Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



Live in Uster

Ort: Restaurant Red Ochre Grill, Brunnenstrasse 1, 8610 Uster

Datum: 5. November 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter tickets@radio1.ch (Platzzahl beschränkt)

Live in
Uster!

Schräger Klassenkampf

Verschiedene Kantone haben die Pauschalbesteuerung wohlhabender Ausländer abgeschafft. Eine Initiative möchte die Verbote auf die ganze Schweiz ausdehnen. Es wäre ein grandioses Geschenk an alle Länder, die schon heute ein attraktiveres Steuersystem haben. *Von Flavien de Mural*

Vermögende Personen wie Michael Schumacher und Johnny Hallyday werden öffentlich beschuldigt, vom Schweizer System der Pauschalbesteuerung zu profitieren. Angeblich werden sie zu einem Satz besteuert, der nur 10 Prozent ihrer weltweiten Einkünfte ausmacht, was zu untragbarer Ungleichheit führe. Ferner würde das verfassungsrechtliche Gleichheitsprinzip verletzt.

Diese Argumente sind nicht nur falsch, sondern in einem gefährlichen Masse irreführend. Der Grossteil des Einkommens von global tätigen Künstlern und Sportlern wird ausserhalb der Schweiz erzielt und in jenen Ländern auch versteuert. Das heisst, dass sich die totale Steuerbelastung aus der Steuer im jeweiligen Land und der schweizerischen Ertragssteuer zusammensetzt – der Gesamtsteuersatz solcher Personen liegt somit gut und gerne über 35 Prozent.

Der öffentlichen Debatte haftet zudem etwas Weltfremdes an, wenn man die Rechtslage

Personen mit gewöhnlichem Aufenthalt, aber ohne bürgerlich-rechtlichen Wohnsitz. Schweizer Relocation-Experten und spezialisierte Anwälte bestätigen die Tatsache, dass Grossbritannien bei wohlhabenden Familien in der direkten Vergleichsanalyse bei weitem die niedrigere Steuerlast bietet. Die Non-Dom-Regelung Grossbritanniens ist eine spezielle Steuerregelung, die dazu dient, das Land für wohlhabende Einzelpersonen attraktiv zu machen, die dann wesentlich durch ihre Ausgaben und lokalen Investitionen zur lokalen Wirtschaft beitragen.

Wunderbares Steuer-Eldorado

Die Steuerzahler zahlen nur für die Bestandteile des Einkommens, die sie sich nach Grossbritannien überweisen lassen. Alles Einkommen und Vermögen ausserhalb des Landes bleibt steuerfrei. Interessanterweise gilt dies auch für Kapitalerträge, die innerhalb Grossbritanniens erzielt werden. Wer also als Ausländer sein

Dazu kommen weitere Wettbewerbsnachteile der Schweiz: So verbietet man hierzulande pauschalbesteuerten Ausländern, in der Schweiz einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. In Grossbritannien ist dies möglich, solange für das zusätzliche Einkommen die normale Einkommenssteuer abgeführt wird. Dazu kommen verfahrenstechnische und organisatorische Pluspunkte. Wer Geld bringt, erhält in Grossbritannien automatisch eine Aufenthaltsgenehmigung, auch wenn er aus Russland, Kasachstan oder Pakistan stammt – in der Schweiz muss man beim Migrationsamt vorstellig werden. Schliesslich gibt es in Grossbritannien für solche Personen ein vereinfachtes Verfahren zur Erlangung eines Passes – in der Schweiz nicht.

Warum hört man also auf internationaler Ebene nicht mehr über dieses wunderbare Steuer-Eldorado? Ganz einfach, weil man in Grossbritannien immer wusste, dass es besser ist, nicht zu sehr als «Steuerparadies» aufzu-

Ist Ihnen je ein besserer Anlagetipp zu Ohren gekommen?

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELN • UHREN

in anderen Ländern ansieht, wo vermögende Ausländer in vielen Fällen noch weit bessere Möglichkeiten haben. In Belgien, Malta, Mauritius oder Singapur – um nur die geläufigsten zu nennen – gibt es attraktivere Möglichkeiten als in der Schweiz. Jemand, der sich in Belgien niederlässt und von dort aus seine Firma verkauft, kann von einer privilegierten Steuerregelung profitieren, bei der nur das in Belgien erwirtschaftete Einkommen versteuert wird.

In Malta müssen vermögende Ausländer ihr Einkommen nur zu einem festen Satz von 15 Prozent versteuern, wobei ausländische Kapitalerträge (wie Dividenden) steuerfrei bleiben. Zugänglich ist dieses vorteilhafte Regime ab einem Mindesteinkommen von 25 000 Euro pro Jahr. Es gibt keine Vermögenssteuer.

Das grösste und wichtigste Beispiel ist Grossbritannien. Das Land hat ein ähnliches Steuersystem wie die Schweiz – nämlich die sogenannte Non-Dom-Steuerregelung für

Kapital in Grossbritannien investiert, zahlt auf die Erträge keine Steuern – die Steuererklärung entfällt, und es braucht keine Bescheide oder Verhandlungen wie in der Schweiz.

Auch in Grossbritannien wurde über diese Steuerregelung gestritten, da sie als ungerecht gegenüber normalen Steuerzahlern empfunden wurde. Um den Bedenken entgegenzukommen, hat das Finanzministerium das System im Jahr 2008 reformiert und eine einmalige «Eintrittsgebühr» von 30 000 Pfund für den Ausländer eingeführt, der von dieser Steuerregelung profitieren möchte. Diese Eintrittsgebühr wurde im neuen Haushalt für 2012 nun auf 50 000 Pfund erhöht. Die einmalige Eintrittsgebühr bleibt aber weiterhin die einzige Abgabe. Im Gegensatz dazu fällt in der Schweiz jedes Jahr eine Pauschalsteuer an. Je höher das Einkommen, desto vorteilhafter wird das britische System, da die fixe Eintrittsgebühr mit steigendem Einkommen weniger ins Gewicht fällt.

fallen. Als die Bedingungen dann etwas verschärft wurden, haben die Briten sorgfältig darauf geachtet, niemanden abzuschrecken und die Regelungen nicht derart streng zu gestalten, dass sie diese wohlhabenden Familien an andere steuerlich günstigere Staaten verlieren.

Für wohlhabende Familien und Personen ist die Schweiz also bei weitem nicht das beste Steuerparadies. Die Stimmung im Land, der gemäss die Pauschalbesteuerung eine unethische und im Rest der Welt unbekanntere Regelung darstelle, ist absolut unbegründet. Bei einer Abschaffung unserer Pauschalbesteuerung würden sich andere Länder die Hände reiben.

Flavien de Mural ist Vorstand des Vereins Swissrespect, der die direkte Demokratie und die Souveränität der Kantone sowie die Rechtssicherheit und den Schutz der Privatsphäre in der Schweiz fördert.
www.swissrespect.ch

Ge... am 08.10.2012 14:37
Vogels... am 10.10.2012 18:05
Roland ZH am 10.10.2012 10:17

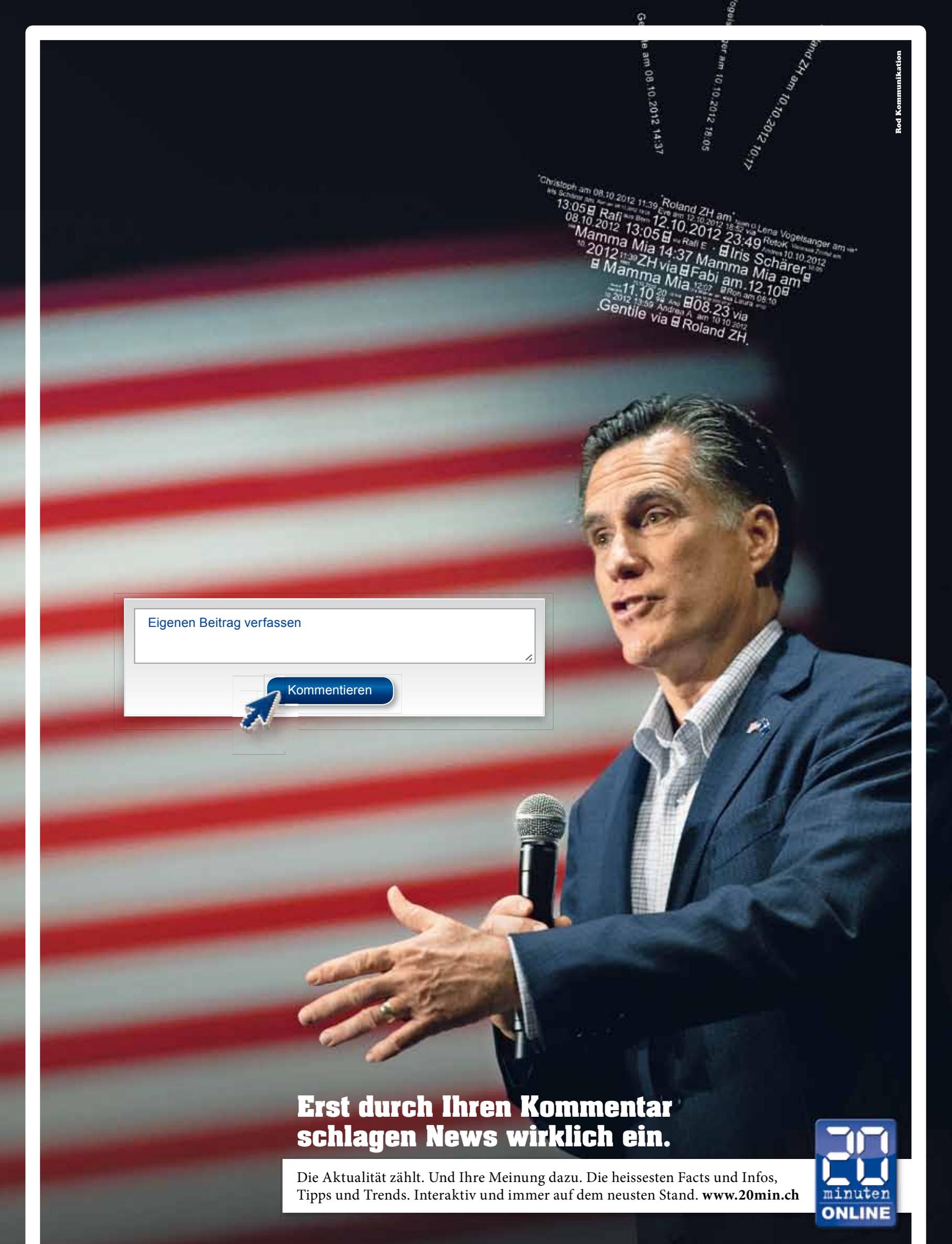
Christoph am 08.10.2012 11:39
Raf... am 08.10.2012 13:05
Mamma Mia am 08.10.2012 13:05
Mamma Mia am 10.10.2012 11:39
Mamma Mia am 10.10.2012 11:39
Gentile via am 10.10.2012 08:23
Roland ZH am 10.10.2012 11:39
Iris Schärer am 10.10.2012 12:10
Fabi am 10.10.2012 12:10
Ron am 08.10.2012 13:55
Andreas A. am 10.10.2012

Eigenen Beitrag verfassen

Komentieren

Erst durch Ihren Kommentar schlagen News wirklich ein.

Die Aktualität zählt. Und Ihre Meinung dazu. Die heissesten Facts und Infos, Tipps und Trends. Interaktiv und immer auf dem neusten Stand. www.20min.ch



US-Noten- bank senkt Cholesterin- spiegel.

Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Gut, gibt es am Sonntag den «Sonntag».



Die Kunst, das Böse zu erkennen

Der Zürcher Gerichtspsychiater Frank Urbaniok gilt als Hardliner. Kritiker werfen ihm vor, mit seinen rigiden Programmen potenzielle Gewalttäter auf Vorrat wegzusperren. Die Bedenken sind berechtigt, doch sie richten sich an die falsche Adresse. *Von Alex Baur*



Per Mausclick in die Seele des Täters: Psychiater Urbaniok.

Kurz vor Weihnachten meldet sich eine junge Frau aufgelöst bei der Polizei und erklärt, sie werde von ihrem Ehemann bedroht und fürchte um ihr Leben. Erste Abklärungen zeigen: Der Mann, ein Afrikaner, befindet sich in psychiatrischer Behandlung; er sass bereits einmal wegen eines Tötungsdeliktes im Gefängnis. Doch als die Polizei den Mann am nächsten Tag verhaften will, wehrt sich die Frau vehement und erklärt in brüchigem Deutsch, es sei alles halb so schlimm, sie habe übertrieben. Was soll die Polizei tun? Den Mann, gegen den Willen der Frau, wegsperren? Hat er sie vielleicht zum Rückzug der Anzeige genötigt?

Die Strafverfolger im Kanton Zürich befinden sich bei derart schwierigen Entscheiden in einer relativ komfortablen Lage. Erstens kön-

Normieren, standardisieren, objektivieren, wo immer dies möglich ist.

nen sie eine spezialisierte Dienststelle beiziehen, die aufgrund einer Checkliste eine erste Beurteilung vornimmt. Haben die Spezialisten der Polizei Zweifel, tritt der Psychiatrisch-Psychologische Dienst (PPD) der Justizdirektion auf den Plan. Die Forensiker des PPD liefern innerhalb von zwei bis sechs Wochen eine schriftliche Kurzexpertise, die konkrete Empfehlungen für allfällige Massnahmen enthält.

Der Kopf dieses Systems heisst Frank Urbaniok. Der 50-jährige deutsche Psychiater leitet den PPD seit fünfzehn Jahren. Nicht ganz zu Unrecht wird der Dienst oft mit ihm gleichgesetzt. Das mag insofern übertrieben sein, als meistens Teams am Werk sind. Doch der ganze Apparat trägt unverkennbar die Handschrift des Chefs. Und die lässt sich etwa so auf den Punkt bringen: normieren, standardisieren, objektivieren, wo immer dies möglich ist.

Urbaniok hat zu diesem Zweck «Fotres» entwickelt, ein Computerprogramm, das eine verbindliche Risikoanalyse bei potenziell gefährlichen Tätern ermöglicht und längst internationale Beachtung gefunden hat. Der «Psychiatrie-Computer» hat auch Kritiker auf den Plan gerufen, die das System als unmenschlich geisseln. Erstaunlich ist bloss, dass der Widerstand relativ verhalten und ziemlich spät erfolgte. Denn was Urbaniok in Zürich vorexerziert, kommt einer eigentlichen Revolution in der Gerichtspsychiatrie gleich.

Frank Urbaniok war 1995 in Zürich angetreten, um gemeingefährliche Verbrecher zu therapieren. Bis dahin hatte man sich in solchen Fällen an den Angaben des Täters orientiert, der sich am Ende – Stichwort «schwere Jugend» – meist selber als Opfer präsentierte. Urbaniok orientierte sich strikte am Verbrechen. Dieser Ansatz war neu. Von hartgesotenen Gewalttätern, die erfolgreich zu harmlosen Bürgern umgepolt worden wären, ist heute allerdings kaum noch die Rede. Sondern vor allem von Risikoprosen und sichern den Massnahmen aller Art, aber auch von Verwahrungen in einigen wenigen Fällen.

Revolution in der Gerichtspsychiatrie

Urbaniok brach mit «Fotres» ein Tabu in einer Branche, die klare und verbindliche Aussagen bis dahin gescheut hatte wie der Teufel das Weihwasser. Doch eine ganze Reihe von hanebüchenen Fehldiagnosen und Fehlprognosen, die in die Freilassung von brandgefährlichen Sexualmördern vom Schläge eines Werner Ferrari oder eines Erich Hauert mündeten, hatte den Ruf der Gerichtspsychiatrie nachhaltig ruiniert. Die alte Garde zog sich schmolend aus der öffentlichen Debatte zurück.

Der Privatdozent und Psychiater Mario Gmür gehört zu den wenigen, die öffentlich Einspruch anmelden. Was er von Urbanioks Methoden hält – «kriminalhygienische Säuberungsaktionen», «an der Grenze zur Gehirnwäsche», «rechtsstaatliches Debakel» –, sagt er jedem, der ihm zuhören mag. Nur sind das wenige. Gmür, der kaum je in der Forschung tätig war, fehlt das wissenschaftliche Gewicht. Die Kritik an Urbaniok findet hauptsächlich in Internetforen statt, und sie kommt vor allem von Straftätern und deren Angehörigen.

Man muss sie trotzdem ernst nehmen. Denn die Gefahr, dass heute – gleichsam als Überkompensation der Laisser-faire-Mentalität von früher – im Zweifel Menschen weggesperrt werden, bei denen dies vielleicht gar nicht nötig wäre, liegt auf der Hand. Die Gutachter stehen unter einem gewaltigen Druck. Jeder Rückfalltäter wird skandalisiert. Wird jedoch ein harmloser Mensch wegen einer Fehldiagnose verwahrt, lässt sich das nie beweisen.

Zu den aktivsten Urbaniok-Kritikern gehört die Plattform «Reform 91». Dahinter stehen der einschlägig bekannte Pädophile Peter Zimmermann und die Psychiaterin Regina Möckli, deren Gatte wegen eines Tötungsdelikts im Gefängnis sitzt. In diesem Umfeld meldet sich auch der Basler Jurist und Buchautor Peter Zihlmann immer wieder mal zu Wort. Auf rechtlicher Ebene haben vor allem Anwälte aus dem linken Milieu den PPD im Visier.

Ein Parade Fall, über den mehrere Medien («Rundschau», *Sonntag*) berichteten, betrifft den Fall von Hassan Mansour. 2009 befand das Zürcher Obergericht den Libanesen für schuldig, seine vormalige Partnerin vergewaltigt

und die gemeinsamen Kinder misshandelt zu haben. Neben der teilbedingten Freiheitsstrafe von zwanzig Monaten ordnete das Gericht eine ambulante Therapie für den drogensüchtigen Täter an. Da die Massnahme den erhofften Erfolg nicht brachte, wurde Mansour auf Empfehlung des PPD in den geschlossenen Vollzug versetzt. Und da sitzt er seither, nicht zur Strafe, sondern zur Therapierung – auf unbestimmte Zeit, maximal fünf Jahre lang.

Die Crux im Fall Mansour liegt darin, dass er die Vergewaltigung, für die er verurteilt wurde, stets bestritten hat. In einem solchen Fall ist eine deliktbezogene Therapie a priori zum Scheitern verurteilt. In einem Rechtsstaat lässt sich ein Geständnis aber nicht erzwingen, und die vom Gericht verhängte Strafe hat Mansour längst verbüsst. Seine heutige Ehefrau, eine Musiklehrerin und Organistin, weist darauf hin, dass er sich ihr gegenüber in der Freiheit stets korrekt verhalten habe. Die Psychiater hätten kein Recht, sie vor einem Mann zu beschützen, den sie selber nicht fürchte.

Schaut man sich den Fall etwas genauer an, liegt das Problem indes weniger beim PPD, sondern vielmehr bei der Justiz, die sich mit dem Urteil über vier Jahre Zeit gelassen hatte. Es stellt sich auch die Frage, ob es angezeigt war, bei einem nicht geständigen Täter überhaupt eine Therapie anzuordnen. Die Psychiater stellten bloss fest, dass alle Therapieversuche gescheitert waren, was objektiv stimmte. Das Bundesgericht hat die Anordnung der stationären Massnahme kürzlich gerügt, Hassan Mansour befindet sich zwischenzeitlich in Halbfreiheit. Was auch zeigt, dass ein Täter den Therapeuten nicht völlig ausgeliefert ist.

Beruhigend ist aber vor allem, dass sich Frank Urbaniok der Kritik offen stellt. Wir treffen ihn in seinem Büro im Zürcher Langstrasse-Viertel. Auf dem Fenstersims liegen ein paar Boxhandschuhe, an der Wand hängt ein Sandsack. Die Zeiten, in denen er selber in den Ring stieg, sind Geschichte. Geblieben ist eine kräftige Statur unter dem kurzgeschorenen Haar, die ihm bei seiner Klientel einen gewissen Respekt verschaffen dürfte. Mit dem Training hält sich der Psychiater auch mental fit. Boxen ist ein Sport, der extrem viel Ausdauer, Disziplin und Strategie voraussetzt. Wer den Erfolg will, muss nicht nur seine Gegner studieren, sondern vor allem auch die eigenen Schwächen und Grenzen kennen.

Frank Urbaniok, das hat er schon in zahlreichen TV-Auftritten gezeigt, ist ein smarterer Redner, der seine Anliegen in einer für Laien verständlichen Sprache auf den Punkt bringt. Akademisches Imponiergehabe ist ihm fremd. Er hat auch stets darauf hingewiesen, dass er seine Gefährlichkeitsanalysen nicht als allein selig machendes Wundermittel betrachtet. Sondern bloss als Werkzeug, das permanent weiterentwickelt werden muss und das den

Spezialisten, der es bedient, niemals ersetzen kann. Urbaniok vergleicht «Fotres» mit einer Checkliste im Cockpit: Sie macht noch keinen guten Piloten aus, doch kein guter Pilot verzichtet darauf. Den Gutachter zwingt die Checkliste zu klaren und überprüfbaren Begründungen, auf die er behaftet werden kann und die anfechtbar sind. Das schützt nicht zuletzt auch den mutmasslichen Täter vor willkürlichen Entscheiden.

Festtage auf freiem Fuss

Prognosen sind immer Wahrscheinlichkeitsrechnungen, die auf Erfahrungswerte bauen. Was beim Wetter zutrifft, lässt sich auf den Menschen übertragen: Die absolute Sicherheit gibt es nie, der Schein ist oft trügerisch, doch je mehr wir über die Vergangenheit wissen, desto zuverlässiger lässt sich die Zukunft voraussagen. Wer die Sache systematisch angehen will, hält sich an möglichst objektive Kriterien. Menschen können Motive und Sachverhalte ausblenden, beschönigen und vertuschen, doch die Muster und Spuren, die ihre Taten hinterlassen, lügen nicht, sofern man sie richtig zu deuten versteht.

Voraussetzung ist allerdings, dass frühere Delikte überhaupt dokumentiert sind. Die

Beruhigend ist aber vor allem, dass sich Frank Urbaniok der Kritik offen stellt.

unwiderrufliche Löschung der Strafregister nach spätestens zehn Jahren verunmöglicht eine saubere kriminalistische Prognose in vielen Fällen, wo sie prinzipiell möglich wäre. Das muss sich nicht zuungunsten eines potenziellen Gewalttäters auswirken. Im Gegenteil. Wenn zahlreiche Vorstrafen vorliegen, beweist das noch lange nicht Gefährlichkeit. Es kommt auf das jeweilige Tatmuster an. Je mehr man darüber weiss, desto besser lässt sich die angezeigte Massnahme bestimmen. Sofern eine solche überhaupt nötig ist. Die allermeisten der 700 Fälle von häuslichen Streitereien etwa, die im Kanton Zürich jährlich polizeilich registriert werden, lösen sich mehr oder weniger in Minne auf. Die Kunst besteht darin, die seltenen Fälle zu erkennen, in denen eine staatliche Intervention wirklich nötig ist.

Das lässt sich am eingangs dargelegten Fall des afrikanischen Ehepaars aufzeigen, das am Heiligen Abend die Polizei vor ein Dilemma stellte. Der Fall ist real. Wohl war der Gatte einmal in ein Tötungsdelikt verwickelt, doch handelte es sich dabei um ein Verbrechen mit politischem Hintergrund. Der Mann befand sich in psychiatrischer Behandlung wegen einer Depression. Urbaniok schätzte nach einer eingehenden Risikoanalyse die Gefahr eines schweren Deliktes als gering ein. Der Mann blieb über die Festtage auf freiem Fuss. ○

Schlagzeilen für die Fasnacht

Unter gewundenen Erklärungen hat der FC Basel seinen bei Fans und Spielern beliebten Meistertrainer Heiko Vogel gefeuert und durch den schlitzohrigen Dandy Murat Yakin ersetzt. Was steckt hinter dem plötzlichen Wechsel, den bisher niemand richtig verstanden hat? Von Lucien Scherrer

Murat Yakin wirkt ruhig und gefasst, als er seine erste Niederlage als Trainer des FC Basel erklärt. «Jo guet», meint er vor den Fernsehkameras in der Luzerner Allmend, in Zukunft müsse man halt «es Spürli cleverer sein» und «alles besser machen». Derweil hüpfen die Fans des FC Luzern auf den Rängen, feiern den 1:0-Sieg ihrer Mannschaft und skandieren «Murat, Murat, hahaha!» Es ist tatsächlich zum Lachen. Aber nicht, weil der Titelaspirant FCB in Luzern jämmerlich aufspielte. Sondern, weil die Wirren um Yakins Engagement in Basel manchen Schnitzelbangg hergäben.

Am 20. August wurde Murat Yakin vom FC Luzern freigestellt (de facto gefeuert), weil die Mannschaft nicht vom Fleck kam und sich der Trainer mit so ziemlich allen wichtigen Figuren im Klub verkracht hatte. Wenige Wochen später, man schrieb den 16. Oktober, berief der FC Basel eine Pressekonferenz ein – und verkündete, dass man Trainer Heiko Vogel entlassen habe. Als Vogels Nachfolger lächelte Murat Yakin in die Kameras. Die Fussballschweiz rieb sich die Augen: Warum in aller Welt wird Vogel, der «Überflieger des Jahres» (*Basler Zeitung*), entlassen? Vogel, der den FCB eben zum 15. Meistertitel, zum 12. Cupsieg und in der Champions League bis in die Achtelfinals geführt hatte?

Spieler wie Marco Streller zeigten sich geschockt, die Fans tobten in ihren Foren, und die Kommentatoren schrieben von einem «unverständlichen» Vorgehen. Einzig der *Blick* jubelte den Entscheid der Basler, den «farblosen» Vogel durch Yakin, diese «grosse Persönlichkeit mit Stil und Glamour», zu ersetzen. Ein Loblied mit Ansage. Der *Blick* pflegt seit Jahren eine symbiotische Beziehung zu Murat «Muri» Yakin und dessen ebenso glamourösem Bruder Hakan. Kurz bevor Murat Yakin in Luzern nach einem Machtkampf mit Sportchef Heinz Hermann entlassen wurde, hatte das Blatt getitelt: «Sportchef Haha – Spieler lachen über Heinz Hermann.» Ein Schuft, wer denkt, dass sich der *Blick* bereits auf saftige Schlagzeilen aus Basel freut.

Die Frage, warum Vogel gehen musste, stellt sich nach der FCB-Pleite vom letzten Sonntag mehr denn je. Die Facebook-Seite «Danke Heiko Vogel», die von enttäuschten Vogel-Fans ins Leben gerufen wurde, hatte bis Dienstag 7800 Anhänger. Dort kann man Sätze lesen wie: «Mit Murat wird Basel noch weniger Meister als mit Heiko.» Das Sportliche allein, das gibt auch die Klubführung zu, kann es nicht gewe-



«Es Spürli cleverer»: Fussballtrainer Murat Yakin.

sen sein. Zwar stand der FCB bei Vogels Entlassung auf dem vierten Platz, und die Qualifikation für die Champions League hatte die Mannschaft Ende August in Cluj vergeigt. Doch bereits 2010 und 2011 stolperte der Klub enttäuschend in die Saison und wurde am Ende Meister. In diesem Sommer verliessen gleich vier Schlüsselspieler – darunter Xherdan Shaqiri und David Abraham – den Verein, weshalb niemand mit einem fulminanten Saisonstart rechnete. Abgesehen davon standen die Spieler, die bei Konflikten um den Trainer oft den Part der Genickbrecher übernehmen, hinter Vogel. Auch die Klubführung war noch vor kurzer Zeit des Lobes voll für den rothaarigen Deutschen. Ja, er sei ein guter Mann, sagte FCB-Präsident Bernhard Heusler Ende April gegenüber der *NZZ am Sonntag*, «sonst hätten wir ihn nicht zum Trainer gemacht».

«Mosaiksteinchen» oder «Kalkül»?

Umso schwerer haben es die Vereinsoberen jetzt, den Rauswurf ihres Helden zu rechtfertigen, ohne allzu schäbig und unglaublich zu wirken. So wird Vogel tröpfchenweise demontiert, immer unter dem Hinweis, dass man das eigentlich gar nicht wolle, weil man dem Geschassten doch so viel zu verdanken habe. «Es war ein verdammt schwieriger Entscheid», sagte Heusler zwei Tage nach dem Rauswurf auf Telebasel, «es hat auch weh getan.»

Mangels triftiger sportlicher Gründe berief sich der Präsident auf «Führungsdefizite» und «Differenzen» über die Entwicklung der Mannschaft, die er aber nicht weiter präzisieren wollte. Dies angeblich aus Rücksicht auf Vogel. Konkret wurde er nur in einem Punkt: «Ich will, dass der Trainer des FCB in der Freien Strasse einkaufen geht und den Menschen begegnet», erklärte er, «das hat in letzter Zeit gefehlt.» Vogel, der oft in seine Heimat reiste, litt also nicht nur an Führungs-, sondern auch an Integrationsdefiziten. Aber seit wann wird ein Fussballtrainer daran gemessen, wie oft er sich im *Lädeli* um die Ecke blicken lässt?

Nachdem Heusler und sein Sportdirektor Georg Heitz für ihre geheimniskrämerische Kommunikation kritisiert worden waren, fütterten sie die lokale Presse mit weiteren Details. So berichtete die *Basler Zeitung* (BaZ) am Samstag, dass es Spannungen mit dem übrigen Trainerstab gegeben habe. Zudem seien einige Spieler mit dem Handy auf dem Trainingsplatz herumspaziert. Fazit der Zeitung: «Der Bruch mit Heiko Vogel war zwingend.» Im Hause Heusler wird man das gerne gelesen haben. Doch die Zweifel bleiben. «Es ist alles speziell an diesem Wechsel, sehr speziell», sagt ein Basler Journalist, der den FCB seit Jahren begleitet, «aber es bleibt nichts anderes übrig, als der Vereinsführung zu glauben.» Das liegt auch an Vogel selbst, der keinerlei Medienfragen beantwortet.

Doch wäre das Herumdrukken seines Arbeitgebers nicht nur dann verständlich, wenn Vogel einen wirklich kapitalen Bock geschossen hätte? Nein, meint der ehemalige GC-Manager und FCB-Sportchef Erich Vogel: «Es waren Mosaiksteinchen, die zu Vogels Entlassung führten. Dass die Basler die genauen Gründe nicht kommunizieren, spricht für ihre Professionalität.» Bleibt noch eine andere Möglichkeit: Vogel musste gehen, weil die Basler Yakin wollten. Der Spross türkischer Einwanderer stammt aus einfachen Basler Verhältnissen, er ist bei Concordia Basel gross geworden und hat die letzten sechs Jahre seiner Karriere (2001 bis 2006) beim FCB verbracht. Die Bande zum Verein hat er nie gekappt, als er seine Trainerkarriere bei Concordia, GC, Frauenfeld, Thun und Luzern verfolgte. Mit Sportchef Georg Heitz sitzt gar ein Yakin-Fan in der FCB-Ver-

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

einsleitung. Der ehemalige Journalist schrieb 2004 ein Buch über die Yakin-Brüder. Darin erfährt man, dass Vertragstreue und Loyalität für die Brüder etwas dehnbare Begriffe sind, dass sie aber doch zwei flotte Kerle seien.

Die Zuneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Murat Yakin machte nie ein Hehl daraus, dass es ihn nach Basel zieht. So kokettierte er bereits vor einem Jahr mit einem Wechsel, als er beim FCL unter Vertrag stand und der FCB einen Nachfolger für Thorsten Fink suchte. Die Luzerner tobten, doch der FCB entschied sich letztlich dafür, Heiko Vogel vom Assistenten zum Cheftrainer zu befördern. Bernhard Heusler, damals designierter Nachfolger der exzentrischen Vereinspräsidentin Gigi Oeri, versicherte: «Wir werden wie eine Eins hinter ihm stehen.» Dass sich das geändert hat, hängt nach Ansicht eines Insiders, der mit dem Umfeld des FC Basel vertraut ist, nicht mit Vogels Qualitäten zusammen – sondern mit Heuslers

Lage als Präsident. «Er braucht dringend Geld, und Yakin soll ihm helfen, es hereinzuholen. Hinter Vogels Entlassung steckt eiskaltes Kalkül.» Tatsache ist, dass Heusler Geldgeber sucht, die den Klub finanziell absichern sollen – Experten schätzen, dass ein Klub von der Grösse des FCB ein Polster von rund 30 Millionen Franken benötigt. Bisher garantierten dafür die schwerreichen Oeris aus dem Basler *Daig*, die sich Ende 2011 aus dem Verwaltungsrat zurückzogen. Bernhard Heusler hat als Rechtsberater und Verwaltungsrat von Oeris Gnaden im FCB Karriere gemacht. Die Oeris konnten sich dank der Krönung ihres Vertrauensmanns aus dem Fussballklub zurückziehen, ohne das Gesicht zu verlieren. Wieweit die Familie ihre Finger heute noch im Verein hat – etwa über Aktien-Vorkaufsrechte –, ist nicht bekannt. Sicher ist: Für die Geldbeschaffung ist jetzt mit Heusler ein unscheinbarer Rechtsanwalt zuständig, der als besonnene, differenzierte Seele gilt, Welten entfernt von polternden Vereinspatrons wie Christian Constantin (Sion) oder Walter Stierli (FCL-Ehrenpräsident). Gegenüber dem *Sonntag* bestätigte Heusler, dass ihm die Bildung einer Trägerschaft vorschwebt, die im Raum Basel verwurzelt sein soll. Entsprechende Gespräche hätten aber noch zu keinen Ergebnissen geführt.

Der oben zitierte Insider vermutet, dass Heusler nach der verpassten Qualifikation für die Champions League die Nerven verloren hat. «Jetzt will er schnellstens Murat Yakins Glamour nutzen, um Geldgeber anzulocken.» Heiko Vogel, der für seine natürliche, aber weniger für seine eloquente Art bekannt war, sei dazu überhaupt nicht geeignet gewesen. Also habe ihn Heusler abserviert, um seine eigene Haut zu retten. Yakin, der als charmantes, dandyhaftes Schlitzohr gilt, war demnach «von Anfang an» als Ersatz vorgesehen.

Beweisen lässt sich das nicht. Georg Heitz bestreitet die Glamour-Theorie vehement: «Wir hätten Vogel auch entlassen, wenn Yakin nicht auf dem Markt gewesen wäre. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.» Gemäss der offiziellen Version wurde Yakin erst kurz vor Vogels Entlassung angefragt. Beweise gibt es auch dafür keine. «Es ist alles gesagt worden, was es zu sagen gibt», sagt Georg Heitz, «Sie können das glauben oder nicht.»

Yakin selbst gab sich am letzten Sonntag der Hoffnung hin, dass «die Nebengeräusche vorbei» seien und er sich nun auf den Fussball konzentrieren könne. Tatsächlich wird der Wirbel um den Wechsel niemanden mehr interessieren, wenn Yakin Erfolg hat. Am Donnerstag spielt der FCB im Europacup auswärts gegen den FC Videoton, einen Nobody aus Ungarn; in der Meisterschaft wartet der FC Zürich. Falls Basel aber weitere Spiele verpatzt wie in Luzern, dürfte die Vereinsleitung endgültig in Erklärungsnot geraten – gerade gegenüber potenziellen Geldgebern. ○

In der Festung des Neoliberalismus

Die Chicagoer Schule ist die konservativste Ökonomie-Abteilung der Welt. Keine forderte freiere Märkte, keine wurde seit der Finanzkrise deshalb härter kritisiert. Ein Besuch bei Wirtschaftsnobelpreisträger Gary Becker, einem ihrer besten Köpfe. *Von Markus Somm*



Gross: Gary S. Becker

John D. Rockefeller, der Besitzer von Standard Oil, der reichste Amerikaner seiner Epoche, der Inbegriff des Kapitalismus und der bestgehasste und frömmste Industriebaron zugleich, ermöglichte im Jahr 1890 mit einer sehr grossen

Spende die Gründung der University of Chicago. Rockefeller lebte von 1839 bis 1937.

Ob es an diesem Stifter liegt oder an der Tatsache, dass Chicago selbst um diese Zeit den Triumph der Marktwirtschaft zu verkörpern schien, als es innert weniger Jahre zur zweitgrössten Industriestadt der USA hochschoss: Seit ihrer Entstehung stellte die Chicago University, besonders ihr Department of Economics, eine Hochburg des klassischen Liberalismus dar; eine Kathedrale der reinen Lehre des Marktes war hier errichtet worden, von deren Kanzeln herab so wortgewaltige und beeindruckende Ökonomen wie Milton Friedman, George Stigler, Friedrich von Hayek oder Gary Becker predigten. Bei allen intellektuellen Nuancen – in einem Punkt waren sie sich, die sie alle den Nobelpreis erhalten hatten, immer einig: Im Zweifelsfall hat der Markt recht – und die Regierung liegt falsch.

Seit ihren grossen Tagen in den achtziger Jahren, als die sogenannte Chicago-Schule Regierungen und Präsidenten zuhauf in aller Welt beriet, ist es etwas stiller geworden am Lake Michigan, wo Chicago liegt. Von den Giganten lebt nur noch Gary Becker – und seit der Finanzkrise gelten die Rezepte der Marktpuristen aus Chicago in manchen Kreisen als überholt im besten Fall; im schlimmsten lastet man dieser Denkrichtung die Krise überhaupt an. Wer hat denn die Deregulierung der Märkte gefordert? Wer hat das Streben nach Gewinn zur einzigen Maxime der Unternehmen erhoben? Wenn sich jemand hinterfragen muss, so könnte man meinen, dann die Köpfe der Chicagoer-Schule. Sie befinden sich in der Defensive.

An einem strahlenden Montagnachmittag fahre ich deshalb dem Lake Michigan entlang, um Gary Becker aufzusuchen. Von ihm will ich erfahren, ob seine Schule abge-

wirtschaftet hat – oder wie er, der Nobelpreisträger, die Ursachen der Finanzkrise beurteilt. Als ich ihn in seinem engen, mit allerlei Mobiliar vollgestellten Büro treffe, begegne ich keineswegs einem zerknirschten Mann, der sich hintersänne. Im Gegenteil. Fröhlich streckt er mir die Hand entgegen, setzt sich rasch und lauert auf meine Fragen, als ob es diese sogleich zu zerreißen gälte.

Professor Becker, wenn es um die Ursachen der Finanzkrise geht, stehen sich zwei Interpretationen gegenüber: Die einen machen die Banken, besonders die hohen Saläre der Banker, dafür verantwortlich. Andere kritisieren den Staat und die Zentralbank. Wie sehen Sie es?

Ich glaube nicht, dass es die eine Ursache gibt. Ebenso wenig bin ich der Meinung, dass die überhöhten Saläre der Banker das zentrale Problem darstellten – sie trugen dazu bei, insofern sie zum Teil falsche Anreize schufen. Ich sehe zwei Hauptursachen. Zunächst die Banken. Das Verhältnis zwischen

«Ich glaube nicht, dass wir Anhänger des freien Marktes eine schwierige Zukunft haben.»

Fremdkapital und Eigenkapital stimmte nicht mehr, sie hatten, um das Fachwort zu benutzen, viel zu viel Leverage. Hinzu kommt, dass sich die Banker der Risiken gewisser Anlagen, die sie hielten, nicht mehr bewusst waren. Weil sie diese Finanzprodukte schlicht nicht mehr verstanden. Zweitens aber tragen die Behörden grosse Verantwortung: Die amerikanische Zentralbank, die Federal Reserve, verfolgte eine Politik viel zu tiefer Zinsen, was die Investoren zu tollkühnem Verhalten verführte. Die Regulatoren, die dies hätten kontrollieren sollen, schwiegen, nein, sie ermunterten die Banken sogar dazu, eine Menge von schlechten Hypotheken anzunehmen. Ob Banken oder Staat – beide machten Fehler; wer mehr zu kritisieren ist, halte ich für offen. Beide trugen wesentlich zur Krise bei.

Warum sah niemand das Desaster voraus? Kein Ökonom warnte, kein Journalist wurde unruhig.

Es gab einzelne kritische Stimmen, aber sehr wenige, das stimmt. Wie immer, wenn alles so gut läuft, will niemand als Spielverderber

auftreten – selbst akademische Ökonomen nicht. Die Banken machten doch so viel Geld. Man wusste zwar um die hohen Risiken, die sie trugen, ging aber davon aus, dass die Banker inzwischen über ein perfektes Risikomanagement verfügten, so dass sie nicht abstürzen konnten. Was vielleicht das grösste Versäumnis war: Man glaubte, ag-



Es war eine ernsthafte Rezession, aber auch nicht mehr:

gregierte Risiken, also die zusammengefassten Hypotheken von zahllosen einzelnen Schuldner, seien ähnlich zu betrachten wie ein individuelles Risiko. Tatsächlich kann man das letztere viel besser einschätzen.

Auch die Chicagoer Schule oder ihre neoliberalen Ansätze, wie man diese Denkrichtung in Europa eher bezeichnet, stehen seither in der Kritik. Zu viel Deregulierung, zu viel Marktgläubigkeit hätten die Krise verursacht, heisst es. Sehen Sie sich in der Defensive?

Nein, ich glaube nicht, dass wir Anhänger des freien Marktes eine schwierige Zukunft vor uns haben. Vor allem wenn ich an Länder wie China oder Brasilien denke,

die ihre Märkte geöffnet haben und zur Marktwirtschaft übergegangen sind, wie wir ihnen das seinerzeit empfohlen haben: Der enorme wirtschaftliche Erfolg, den sie seither genießen, gibt uns recht.

Persönlich gefragt: Wie unangenehm war es, ein führender Kopf der Chicago-Schule zu sein? Fühlten Sie sich als Sündenbock?

Keine Frage, auf dem Höhepunkt der Finanzkrise kamen wir Wirtschaftsliberalen aus Chicago unter beträchtlichen Druck. Zeitweise war es schwierig. Die Zeitschrift *New Yorker* brachte eine vernichtende Serie über die Chicagoer Schule, andere taten es ihr gleich. Man hielt uns vor, dass wir die Deregulierung vorangetrieben hätten, was zur Krise geführt habe – was überwiegend Un-

sinn ist. Dass Larry Summers, der zeitweise der wichtigste Wirtschaftsberater von Präsident Obama war, früher genau den gleichen Deregulierungen das Wort geredet hatte, blendete man selbstverständlich aus. Wir hatten sehr viele Attacken zu ertragen, die meisten waren unfair, und die Kritik war ungerechtfertigt. Doch inzwischen, so mein Eindruck, sind die Kritiker wieder verstummt.

Sind die Amerikaner linker geworden infolge der Finanzkrise?

Ein bisschen schon. Es war eine ernsthafte Rezession, aber auch nicht mehr. Hätten wir eine tiefe Depression erlitten, wäre der Staat auf jeden Fall noch mehr ausgeweitet worden und bleibende Interventionen in die Wirt-



patriotische Kulisse in Florida.

schaft wären die Folge gewesen. Soweit wir das jetzt überblicken, ist das nicht geschehen. Ich bin überzeugt, dass Zurückhaltung ohnehin die beste Antwort auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten bedeutet. Zu Beginn der Präsidentschaft von Barack Obama erlebten wir einen substanziellen Zuwachs des Staates – seither, nicht zuletzt seit den für Obama enttäuschenden Zwischenwahlen vor zwei Jahren, hat sich die Ausweitung verlangsamt. Zwar strebt Obama es an, diesen grösseren Staat in einen permanenten Zustand zu überführen – ob er das schafft, werden wir sehen. Das amerikanische Volk, so glaube ich, lehnt das ab.

Nach den kommenden Wahlen im November werden wir das wissen, je nachdem, ob Obama oder Romney gewinnt. Wenn man die führenden Zeitungen Amerikas liest, erhält man den Eindruck: Selbst in den USA scheint die gebildete Elite mittlerweile nach links zu neigen. Alle unterstützen Obama.

Gewiss, wenn Sie die Intelligenz in Amerika betrachten, vor allem die Journalisten, die Filmindustrie und viele Universitäten, haben Sie recht: Linke Ansichten überwiegen. Meine Tochter arbeitet in der Filmindustrie und hat mir oft davon erzählt. Ebenso stelle ich das Phänomen an den Universitäten fest. Sehr viele Professoren

tendieren mittlerweile nach links. Das wird sich nicht so rasch ändern.

Die University of Chicago dagegen hat sich als Festung des klassischen Liberalismus gehalten.

Das stimmt. Unser Department of Economics ist nach wie vor sehr marktwirtschaftlich orientiert. Hier gibt es nur wenige Ökonomen, die Staatsinterventionen verlangen. Was aber leider wahr ist: Unser Einfluss hat etwas gelitten, weil wir nun weniger Leute aufweisen, die gut für Laien und für die Medien schreiben können. Wie kaum jemand zuvor beherrschten Friedman oder Hayek die Kunst, ökonomische Sachverhalte für alle verständlich zu machen. Das verlieh ihnen erstaunlichen Einfluss.

Tatsächlich ist Gary Becker zu bescheiden, wenn er bloss Friedman oder Hayek erwähnt. Er selbst gehört vielleicht zu den besten und zugänglichsten Schreibern seines Faches. Nie war er sich zu schade, sein ökonomisches Wissen einem breiten Publikum zu vermitteln. Obwohl er in seinem Fach zu den ganz grossen Kapazitäten zählt, hat er ebenso viele populärwissenschaftliche Texte verfasst. Becker ist ein politischer Kopf, der eingreifen will in die Debatte, was er nach wie vor tut – als radikaler Wirtschaftsliberaler. Jahrzehntlang schrieb er für *Business Week* eine Kolumne und wechselte sich dabei mit Alan Blinder ab, einem linken Kollegen aus Princeton. Er wurde gelesen, er wurde gehasst, er wurde debattiert.

Was auch damit zu tun hat, dass Becker seinen ökonomischen Blick auf Gebiete warf, die gemeinhin als Revier der Soziologen galten: Becker analysierte die Familie, die Kriminalität, Rassendiskriminierung oder Drogensucht – und förderte neue, stupende Erkenntnisse zutage. 1930 in einer kleinen Stadt in Pennsylvania geboren, verbrachte Becker den grössten Teil seiner Ausbildungszeit und Lehrtätigkeit in Chicago. 1992 erhielt er den Nobelpreis.

Warum orientieren sich die Akademiker an den Universitäten nach links?

Gute Frage. Warum stehen Journalisten links?

Gruppendruck?

Okay, aber Gruppendruck kann einen in die eine oder andere Richtung stossen. Warum neigen die meisten nach links? Ich denke, es gibt viele Gründe, den Kapitalismus nicht zu mögen. Ich nenne Ihnen zwei: Erstens, die Leute verabscheuen die Geschäftsleute, die sehr viel Geld machen. Im Gegensatz zu diesen kommen Wissenschaftler und Journalisten auf keinen allzu beeindruckenden Verdienst – was sie für unfair halten. Zweitens, zu verstehen, wie Märkte funktionieren, ist nicht so einfach. Dass es am besten für alle ist, wenn jeder



Linke Ansichten: Schauspieler Clooney.

Einzelne zuerst das Beste für sich tut: Das leuchtet nicht auf den ersten Blick ein. Es ist viel leichter, daran zu glauben, dass eine wohlwollende Regierung für alle sorgt. Der dezentrale Charakter des Marktes ist schwer zu durchschauen. Die Journalisten, Musiker, Filmemacher, die Intelligenz verstehen den Markt in der Regel nicht. So verschmelzen zwei wichtige Motive: Neid und Ignoranz.

Es ist ironisch: Oft erhalte ich den Eindruck, die «einfachen Leute» hätten mehr Einsicht in die Funktionsweise von Märkten als die Intellektuellen, die doch so viel besser ausgebildet sind.

Viele Intellektuelle verlieren ihren gesunden Menschenverstand. Normale Leute denken nicht über Theorien nach, sondern

«Die Journalisten, Filmemacher, Musiker, die Intelligenz verstehen den Markt in der Regel nicht.»

sie interessieren sich dafür, was sich in der Praxis bewährt. Intellektuelle dagegen bewegen sich in der Welt der Ideen. Das kann einen zu Fehlschlüssen verleiten – und dafür haben wir genügend schreckliche Beispiele in der Geschichte. Denken Sie an die prosowjetische Begeisterung, die in den dreissiger Jahren unter amerikanischen Intellektuellen vorherrschte. Gegen die Sowjetunion zu sein, konnte man sich als Intellektueller nicht leisten. Diese Leute hielten sich allein an die Theorie. Was in der Sowjetunion real vor sich ging, erkannten sie nicht. Man sperrte dort die Leute in Konzentrationslager ein – ohne dass dies den

Schweizerzeit

Das Wort zur Woche:

**Wer Europa
den Zentralismus
verordnet,
der zerstört
Europa.**

**«Schweizerzeit» –
damit das gesagt wird,
was nicht ungesagt
bleiben darf.**

Gratis-Probenummern:
«Schweizerzeit»
Postfach 23, 8416 Flaach
Tel. 052-301 31 00
Fax 052-301 31 03
abonnement@schweizerzeit.ch
www.schweizerzeit.ch



Sehnsucht nach dem grossen Staat: Banken-Gegner an der Wall Street.

amerikanischen Intellektuellen aufgefallen wäre. Aus diesem Grund fahren Sie besser, wenn die Intellektuellen nicht die Regierung stellen.

Nun haben Sie mit Obama einen Intellektuellen als Präsidenten.

Ja, das könnte zum Problem werden.

Für amerikanische Verhältnisse ist Obama ein linker Präsident. Glauben Sie, dass er gewählt worden wäre, wenn sich die Finanzkrise nie ereignet hätte?

Er verbarg sehr viele seiner sozialdemokratischen Vorstellungen vor der Wahl. Ich kenne viele Konservative, die ihn für frisch und besser als die anderen Kandidaten hielten. Dass er in Wirklichkeit ein dezidiert Linker ist, entging ihnen. Die Leute hielten ihn nicht für einen Linken.

«Dass Obama ein dezidiert Linker ist, entging vielen vor der letzten Wahl.»

Macht Ihnen Obamas Politik Sorgen – oder war sie weniger schlecht als befürchtet?

Nein, sie ist sehr schlecht. Immerhin kontrolliert jetzt aber ein zur Hälfte republikanischer Kongress Obamas Politik, das hat ihn sehr zurückgebunden. Die vorherige Kombination von Obama mit einem links beherrschten Kongress zeitigte eine katastrophale Politik.

Barack Obama hat zeitweise an der University of Chicago gelehrt. Haben Sie ihn kennengelernt?

Nein, ich bin ihm nie begegnet, als er hier war. Aber Kollegen, die mit ihm zu tun

hatten, schildern ihn als sehr distanzierten, irgendwie abwesenden Menschen. In seinen Seminaren hinterliess er offenbar keinen bleibenden Eindruck. Er verriss keine grossen Stricke.

Sollte Obama im November eine zweite Amtszeit gewinnen: Besteht die Gefahr, dass sich Amerika dem europäischen, wohlfahrtsstaatlichen Modell angleicht?

Viele Leute, inklusive Obama, wünschen sich, die USA würden europäischer werden: mehr Management der Wirtschaft durch die Regierung; mehr Sozialstaat, mehr Regulierung. Trotzdem bin ich überzeugt, dass dies keinesfalls nach dem Geschmack der Mehrheit der Amerikaner wäre. Ich gehe davon aus, dass, wer immer die Wahlen gewinnt – auch die Demokraten, die Erfolg haben –, konservativer sein wird als die amtierenden Politiker. Auf der anderen Seite bin ich skeptisch, ob die Leute wollen, dass das Land den extremen Vorstellungen der Tea Party folgt.

Inwiefern ist die Tea Party extrem?

Diese Leute sind, was Steuern und Finanzen betrifft, sehr konservativ. Das ist gut. Nicht einverstanden bin ich mit ihren gesellschaftspolitischen Positionen. Es fällt mir schwer, zu verstehen, warum die Konservativen sich dermassen über die gleichgeschlechtliche Ehe ereifern. Was macht es aus, ob sich ein Paar als verheiratet bezeichnet oder nicht? Die Heirat ist ein zivilrechtlicher Vertrag, der allen erwachsenen Menschen offenstehen soll. Viel ernsthaftere Fragen sind beim Thema Adoption durch homosexuelle Paare zu beantworten. Das ist komplizierter, was immer Sie davon halten. Ebenso heikel ist die Abtreibungsfrage. Zwar sollte die Abtreibung meines Erachtens legal sein,

dennoch finde ich es besser, wenn die Einzelstaaten das entscheiden anstelle des Bundes.

Warum ist die Schwulen-Ehe in Amerika ein derart explosives Thema der Politik? In Europa hat diese Frage nie und nimmer die gleiche Brisanz.

Das ist auch für mich schwer nachvollziehbar. Ich habe keine Ahnung. Homosexuelle stellen eine derart kleine Minderheit dar – und sie werden im Allgemeinen viel besser akzeptiert als vor dreissig Jahren, auch in den USA. Vielleicht liegt es daran, dass die Amerikaner nach wie vor sehr religiös sind. Es ist ein hochsymbolischer Streit.

Professor Becker, Sie haben ein Leben lang als Ökonom geforscht, gelehrt und beraten. Sind Sie zufrieden mit Ihrer Wirkung?

Wenn ich daran denke, welchen Einfluss wir als Chicagoer Schule ausübten: ja, dann kann ich festhalten, wir waren sehr erfolgreich und sehr effektiv. Länder wie Brasilien, China, Indien oder auch Chile haben sich von unseren Vorschlägen inspirieren lassen – und sind gut gefahren damit. Was die Deregulierungen anbelangt, finde ich die Bilanz durchzogen. Eine Menge von Deregulierungen im Finanzsektor (wenn auch nicht alle) wurden von Ökonomen der Chicagoer Schule ausgeheckt und vorangetrieben – nicht immer mit dem gewünschten Effekt, wie wir heute wissen. Viel bessere Resultate erzielte man in anderen Branchen: Dass man die Luftfahrtindustrie oder den Landtransport dereguliert hat, stellte sich als Segen heraus. Alles in allem würde ich aber sagen: Wir hatten sehr viel Einfluss, weltweit. Und zu Recht.

Nachdem ich mich von Gary Becker verabschiedet habe, streife ich noch eine halbe Stunde durch den Campus der University of Chicago. So gut wie alle Gebäude wirken viel älter, als sie sind. Man wähnt sich in Oxford oder Cambridge: klosterähnliche Verhältnisse, lausiche Innenhöfe mit gepflegten Rasenflächen unter schattigen Bäumen. Vergessen geht vollkommen, dass sich dieser Campus im Süden Chicagos befindet, inmitten eines Armenviertels, wo vorwiegend Schwarze wohnen.

Schliesslich komme ich an der Rockefeller Memorial Chapel vorbei, einer mächtigen, pseudogotischen Kirche mit einem schlanken, hohen Turm. Es ist der höchste auf dem Campus. Denn kein Gebäude, kein Institut und keine Mensa darf höher wachsen: So hat es der Stifter, der tiefgläubige, testamentarisch verfügt.

Markus Somm ist Chefredaktor der Basler Zeitung.



«Wir werden es in diesem Jahr mit Romney versuchen»: Kohlearbeiter in Beallsville, im August.



«Nicht mehr unsere Partei»: Obama an der

«Feuert Obama»

Sie sind weiss, männlich und unzufrieden – seit Barack Obama Präsident ist, neigen die Anhänger der traditionellen amerikanischen Arbeiterschicht den Republikanern zu. Im heissumkämpften Bundesstaat Ohio könnten sie das Rennen ums Weisse Haus entscheiden. *Von Claas Relotius*

Es ist kein Ort der Zukunft. Die alten, verfallenen Holzhäuser mit den Stars-and-Stripes-Flaggen auf der Veranda verraten es genauso wie die morschen Strommasten, von denen Kabelleitungen wie vergessene Girlanden über die Strassen hängen, oder die rostigen Pick-up-Trucks, die vor den Grundstücken wie Relikte aus einer anderen Zeit anmuten. Und doch soll sich ausgerechnet hier in Beallsville, einem Tausend-Seelendorf im Osten Ohios, einem seit Jahren strukturschwachen Gebiet, die Blaupause für das abzeichnen, was in wenigen Wochen die Präsidentschaftswahlen entscheiden und damit auch die Zukunft der Vereinigten Staaten bestimmen könnte.

So jedenfalls lautete die Botschaft Mitt Romneys, als der republikanische Spitzenkandidat im Spätsommer den alten Bergbaustandort besuchte und Beallsville kurzerhand

zum Seismografen im finalen Rennen um das Weisse Haus erklärte.

Weiss, männlich, ohne Uni-Abschluss

Dabei gibt es für die Bewohner Beallsvilles seit Jahrzehnten zwei wichtige Traditionen, die scheinbar untrennbar miteinander verbunden sind: Man schuftet in den lokalen Kohleminen und zugehörigen Fabriken – und man wählt als Arbeiter die Demokraten. In der Ära Obama aber ist diese eiserne Regel offenbar brüchig geworden. So manifestiert sich heute vielleicht nirgendwo deutlicher als in Beallsville ein landesweit zu beobachtender Trend: Die Vertreter der traditionellen, weissen Arbeiterschicht wenden sich zunehmend unzufrieden von den Demokraten ab und unterstützen mehr denn je die Republikaner.

Diese Wandlung kostete die Demokraten bereits bei den Kongresswahlen 2010 die Mehr-

heit im Abgeordnetenhaus – sie könnte nun auch Präsident Barack Obama nach nur vier Jahren im Amt zum Verhängnis werden. «White men without college degrees», so wird in den USA jene Wählergruppe bezeichnet, deren Mitglieder weiss, männlich, ohne Hochschulabschluss und als Industriearbeiter oder Handwerker tätig sind. Steven Witter, 42, ist so etwas wie der Prototyp dieser Schicht. Ein bodenständiger, etwas wortkarger Mann mit Schnurrbart, Baumwollweste und Holzfällerhemd, die Ärmel so hochgekremgelt, dass seine kräftigen Oberarme sofort ins Auge fallen. Witter hat jahrelang als Bergmann und Baggerführer in den umliegenden Minen gearbeitet. Ein harter Job, aber einer, der Sicherheit versprach. «Die Sicherheit einer grossen Familie», sagt Witter. Er ist in Beallsville geboren, zur Schule gegangen und hat sein ganzes Leben hier verbracht.



Kent-State-Universität, im September.

Am Ortsausgang, wo grosse Schilder den Weg zu den mittlerweile stillgelegten Kohlegruben weisen, wohnt er in einem einstöckigen Reihnhaus, gerade gross genug für seine Frau und die drei Kinder. Schon sein Urgrossvater habe hier gewohnt und auch sein Sohn werde sich eines Tages in diesem Haus niederlassen, erzählt er stolz, als wir im Wagen daran vorbeifahren. «Hier tritt jeder in die Fussstapfen seiner Vorfahren. Das Haus, der Job, alles bleibt immer irgendwie gleich.» Nur mit einer Tradition wird Witter bald brechen: Wenn die Amerikaner am 6. November wählen, wird Witter das Kreuz nicht mehr, wie seit Jahrzehnten in seiner Familie üblich, bei den Demokraten machen, sondern erstmals die Republikaner unterstützen.

«Kohle ist König»

«Weil unser jetziger Präsident uns Hilfe versprochen hat und nun dabei ist, unsere Existenz zu zerstören», sagt Witter. Schon vor vier Jahren, erzählt er, habe er sich gefragt, ob das populäre «Yes, we can!» nur für die Wirtschaft, für Akademiker und Migranten gelten solle oder auch für einfache Arbeiter wie ihn. Heute, vier Jahre später, glaubt Witter zu wissen: Obama kämpft nur für die Reichen und die mächtige Umweltlobby.

«Was aus unseren Arbeitsplätzen hier in der Provinz wird, das interessiert in Washington niemanden.»

Witter ist mit seinem Ärger nicht allein. Vor den meisten Häusern in Beallsville, wo noch vor vier Jahren Pro-Obama-Plakate standen, ist heute wieder der Präsident auf Schildern zu sehen. Doch diesmal mit der Aufschrift «Feuert Obama», und darunter: «Kohle ist König». Wie viele Bergbauarbeiter in Ohio sehen sich die Bewohner als Opfer der unter Obama eingeschlagenen Energiewende. Kaum in der Regierung, hatten die Demokraten sämtliche Subventionen für die Kohleindustrie gekürzt. Dadurch mussten landesweit rund 200 Steinkohlewerke schliessen, die meisten davon in Ohio, mehr als 5000 Arbeiter verloren ihren Job. Auch in Beallsville und Umgebung, wo die Menschen seit Jahrzehnten nichts anderes gelernt haben, brachen zahlreiche Stellen weg. Die Hälfte der Bewohner ist mittlerweile ohne geregeltes Einkommen. «Deshalb werden wir es in diesem Jahr mit Romney versuchen», kündigt Witter nicht ohne Trotz in der Stimme an. «Was bleibt uns anderes übrig? Die Demokraten sind nicht mehr unsere Partei.»

«Mehrheitlich Verbitterte»

Glaubt man den Umfragen, sieht dies auch die Mehrheit der Arbeiter anderer Bundesstaaten ähnlich. Im Juli fiel die Unterstützung für Obama im weissen männlichen Arbeitermilieu landesweit auf 29 Prozent, so tief wie nie zuvor seit Einführung moderner Meinungserhebungen in den USA. Mitte Oktober hat sich die Unterstützung der Arbeiterschaft für Romney gemäss Umfragen des Quinnipac-Instituts bei 54 Prozent eingependelt.

Der Präsident tat sich von Anfang an schwer mit jener Wählergruppe, deren Anhänger er schon im Vorwahlkampf 2008 einmal unbeachtet als «mehrheitlich Verbitterte» bezeichnete, die sich «aus Frust an Waffen und Religion klammern» würden. Dass es damals dennoch zum Einzug ins Weisse Haus reichte, lag vor allem daran, dass zumindest die Arbeiter in den entscheidenden *swing states* (Colorado, Florida, Iowa, Michigan, Nevada, New Hampshire, Ohio, Pennsylvania, Virginia, Wisconsin), wo keine Partei über eine strukturelle Mehrheit verfügt, den Demokraten treu geblieben waren.

Ausgerechnet in diesen Bundesstaaten, sagt John Green, Politikwissenschaftler an der Universität von Akron, habe Obama im Laufe seiner ersten Amtszeit nun aber deutlich an Boden verloren. Mit durchschnittlich 42 zu 58 Prozent der Arbeiterstimmen liege der Präsident gegenüber seinem Kontrahenten Mitt Romney hier klar im Hintertreffen.

Viele Gewerkschaften in Colorado, Iowa, Pennsylvania, Wisconsin oder Ohio beklagten zu hohe Steuersätze und würden der aktuellen

Bestseller



219.– Garmin Nüvi 2595LMT

Leistungsfähiges Navigationsgerät mit grossem Touchscreen, lebenslangen gratis Karten-Updates und einfacher Bedienung.

- Kartenmaterial: 45 Länder Europas • 5"-Touchscreen
- TMC-Empfänger • Bluetooth • Fahrspurassistent
- Sprachsteuerung • TrafficTrends • 137x83x15mm, 192g Artikel 229181

Bestseller



169.– statt 199.– Sony PRS-T2 2GB, WiFi

Ultraflacher eReader mit erstklassigem Screen in Papieroptik und WiFi!

- 6"-Touchscreen • E-ink Technologie mit 16 Graustufen
- microSD-Slot • WiFi 802.11b/g/n, USB • 172x109x9mm, 164g Artikel 247558, erhältlich auch in Rot und Weiss

Bestseller



349.– statt 379.– Samsung Galaxy Tab 2 10.1 P5110, 16GB, WiFi

- Kapazitiver 10.1" Gorilla Glas-Touchscreen • 1GHz Dual Core-Prozessor • 16GB Speicher, microSD-Slot
- 1GB RAM • 3.2 MPixel-Back- und VGA-Frontkamera
- Android OS 4.0 • WiFi 802.11b/g/n, Bluetooth 3.0, USB 2.0, 3.5mm Audio-out • 2 Jahre Garantie
- 257x175x10mm, 588g Artikel 239434

Alle Preise in CHF inkl. MwSt.
Statt-Preise sind Konkurrenzpreise vom 19.10.2012.

Regierung vorwerfen, die Staatsverschuldung zu Lasten der Mittelschicht abzubauen. Andere ärgerten sich darüber, dass sie die Banken gerettet, aber gleichzeitig die nationale Industrie vernachlässigt habe. Auch dass Obamas Politik Migranten bevorzuge, werde ihm vorgeworfen. «Tatsächlich sind die meisten Männer nur wütend und haben Angst», sagt Green. Dies sei kein Wunder, da die aktuelle Rezession keine Wählerschicht stärker getroffen habe als die der weissen männlichen Industriearbeiter. Doch gerade in Ohio, jenem Bundesstaat, der schon oft das sogenannte Zünglein an der Waage war und ohne dessen Mehrheit seit 1964 kein Kandidat mehr US-Präsident geworden ist, könnte dieser Angst- und Wutfaktor das Rennen ums Weisse Haus entscheiden. 54 Prozent aller potenziellen Wähler Ohios sind weiss, männlich und gehören der Arbeiterschicht an. Green ist deshalb bei weitem nicht der einzige Experte, der glaubt: «Wer die Wahl gewinnen will, der muss die Arbeiter in Ohio für sich gewinnen.»

Zwei Wochen vor der Entscheidung hat der Republikaner hier knapp die Nase vorn. 37 Prozent der Arbeiter Ohios glauben bis heute nicht, dass Obama wirklich in Amerika geboren ist. Das spielt Romney in die Hände, doch der Herausforderer benötigt mindestens 60 Prozent (aktuell 54 Prozent) ihrer Stimmen, um das Votum der Schwarzen und Latinos auszugleichen.

An Sozialleistungen ist nicht zu denken

150 Meilen nördlich von Beallsville, in Cleveland, der zweitgrössten Stadt Ohios, scheinen sich viele Arbeiter noch nicht für einen Kandidaten entschieden zu haben.

In Brook Park, einem Industriebezirk unweit des Flughafens, herrscht an einem späten Sonntagabend noch geschäftiges Treiben. Der Ruhetag wurde den Arbeitern von Cleveland Steel, einer der grössten Stahlgiessereien Ohios, vor ein paar Monaten gestrichen. Ohrenbetäubender Lärm hallt durch die riesige Werksanlage, die Reaktoren brummen, während Dutzende Gabelstapler zentnerschwere Roheisenplatten im Akkord vor den kochenden Hochöfen abwerfen.

Auf einem acht Meter hohen Podest steht Frank Bell, 57, Vorarbeiter. Er hat sämtliche Abläufe im Blick. «Von hier oben könnte man glauben, die Produktion laufe gut, aber lassen Sie sich nicht täuschen!», ruft er in den Lärm hinein. In den fünf angrenzenden Produktionshallen, noch vor drei Jahren allesamt in Betrieb, herrsche heute weitgehend Stillstand. Auch dass die Männer nun an Wochenenden arbeiteten, sei keinesfalls ein Zeichen für boomende Geschäfte.

Im Gegenteil: Um in Zeiten der Krise einigermassen rentabel zu wirtschaften, habe der Konzern die Hälfte aller Stellen gestrichen.

Ein Stahlwerker arbeite heute für zwei, an sieben Tagen in der Woche und ohne dadurch auch nur einen Cent mehr zu verdienen. An Betriebsrenten oder Sozialleistungen, sagt Bell und wischt sich den Schweiss aus dem Gesicht, sei überhaupt nicht mehr zu denken.

Clevelands einst stolze Schwerindustrie befindet sich nicht erst seit der Wirtschaftskrise im Niedergang. Es ist vor allem die geringe Nachfrage der Autohersteller, die den Stahlwerkern zu schaffen macht. Weil die Konkurrenz in China längst deutlich billiger produziert, musste Ford, bis heute das industrielle Aushängeschild Clevelands, bereits ein Dutzend seiner Werke schliessen. Die meisten Stahlgiessereien erwartet jetzt das gleiche Schicksal.

In Ohio könnte der Angst- und Wutfaktor das Rennen ums Weisse Haus entscheiden.

Welche Partei da noch am ehesten Hoffnung verspreche? «Schwierige Frage», sagt Bell. «Die meisten hier denken: <Was können die Demokraten einem einfachen Mann ohne Uni-Abschluss noch bieten?>» Doch auch von den Republikanern seien die wenigsten überzeugt. Kein Stahlwerker habe vergessen, dass ausgerechnet Mitt Romney, der Sohn eines Autobosses, vor drei Jahren gegen staatliche Nothilfen für die Automobilindustrie stimmte und dafür plädierte, den Standort Detroit untergehen zu lassen.

Am Ende, sagt Bell und winkt resignierend ab, werden sich die meisten Arbeiter wohl erst mit dem Stift in der Hand in der Wahlkabine entscheiden. Nicht für die Partei, die besser sei. «Sondern für die, von der wir weniger Schlechtes zu erwarten haben.»

Bin Laden ist tot, Detroit ist gerettet

Die Gunst der weissen Arbeiterschicht ist in den Vereinigten Staaten seit je hart umkämpft. Keine Wählergruppe ist grösser, keine geht zuverlässiger zur Wahl. Bis vor

fünfzig Jahren ging die Mehrheit ihrer Stimmen traditionell an die Demokraten, welche sich besser als Anwälte des kleinen Mannes zu profilieren verstanden.

Unter Richard Nixon und Ronald Reagan, die den gesellschaftlichen Umwälzungen der sechziger Jahre mit zum Teil weniger und zum Teil stärker konservativen Überzeugungen begegneten, schlug das Pendel erstmals zugunsten der Republikaner. Obwohl sich viele Wähler unter Bill Clinton wieder den Demokraten anschlossen, konnte sogar noch George W. Bush mit konservativen Ideen punkten und entscheidende Stimmen im Arbeitermilieu einfahren.

Auch heute versuchen die Spitzenkandidaten im Wahlkampf-Endspurt in Ohio mit ebenso einfachen wie plakativen Botschaften durchzudringen. Barack Obama rief den Arbeitern in Cincinnati vor einer Woche holzschnittartig entgegen, dass Bin Laden tot und Detroit gerettet sei. Auf der anderen Seite inszeniert sich Romney als Anwalt der Kohleindustrie, lässt sich fast täglich mit weissen Autobauern fotografieren und weist dabei unermüdlich auf die rekordverdächtige Arbeitslosenquote hin.

Rückkehr von «Joe dem Klempner»

Dass aber auch im Jahr 2012 noch immer andere Themen als Arbeitsplätze oder Steuersätze entscheidend sein könnten, lässt eine Wahlkampf-Show der Republikaner in Clevelands Innenstadt erahnen. Wo eben noch die Country-Rock-Hymne «It's America» aus den Boxen dudelte, steht nun Samuel Joseph Wurzelbacher, ein bulliger Typ mit Glatze, auf der rot geschmückten Bühne und erklärt vor mehr als 3000 Zuhörern, warum Amerika einen neuen Präsidenten brauche. Vor vier Jahren erreichte Wurzelbacher weltweite Berühmtheit unter dem Spitznamen «Joe der Klempner», als er den damaligen Präsidentschaftskandidaten Obama vor laufenden Kameras wegen dessen Steuerplänen für die Mittelschicht kritisierte.

Heute kandidiert der gelernte Installateur selbst – für den Kongress in Washington – und liegt für die Republikaner im neunten Wahlbezirk von Ohio scheinbar uneinholbar vorn. Ganz oben auf seiner politischen Agenda: die Verhinderung der gleichgeschlechtlichen Ehe sowie schärferer Waffengesetze.

«Ich liebe es einfach, nach getaner Arbeit mein Gewehr zu nehmen und im Wald zu schießen und zu jagen», ruft er. Obama wolle dies den Leuten verbieten, doch die Republikaner würden das nicht zulassen. Ein echter Mann müsse doch am Ende des Tages das Gefühl haben, etwas Handfestes vollbracht zu haben. «Ich bin der Meinung», sagt Wurzelbacher unter kollektivem Beifall, «wir Männer sind einfach so gemacht.»



Swing state: Ohio, Zünglein an der Waage.

Die heimliche Präsidentin

Als Woodrow Wilson 1919 einen Schlaganfall erlitt, nahm nicht sein Stellvertreter, sondern seine Frau das Heft in die Hand. Von Beatrice Schlag

Edith Wilson war die einzige First Lady in der Geschichte der USA, die faktisch eine Weile lang die mächtigste Politikerin der westlichen Welt wurde. Sie war nicht machthungrig. Sie hatte Angst, dass ihr halb gelähmter Mann nicht mehr gesund würde, wenn er wüsste, dass sein Vize bereits im Amt wäre. Deswegen verheimlichte sie, wie krank der Präsident wirklich war, und sie entschied resolut, wer zu ihm vorgelassen und welche Papiere ihm unterbreitet werden durften. Ihre Angst ist für viele Ehefrauen von Workaholics, die plötzlich krank werden, nachvollziehbar.



Edith Bolling Galt Wilson muss eine abenteuerliche und liebevolle Frau gewesen sein. Als Vorfahren nannte sie britische Aristokraten, als Bluts- oder angeheiratete Verwandte Thomas Jefferson und Martha Washington. Über ihren Vater war sie mit der indianischen Prinzessin Pocahontas verwandt. Aber die berühmten Ahnen hatten den gesellschaftlichen Abstieg der Familie nicht verhindern können. Die Bollings waren verarmt, als Edith 1872 als siebtes von elf Kindern in Virginia geboren wurde. Sie besuchte kurz das College. Es heisst, sie habe nie wirklich schreiben können.



Sehr geldgierig war die unvermögende junge Frau mit den prominenten Vorfahren offensichtlich nicht. Denn sie liess ihren ersten Ehemann, den wohlhabenden, zehn Jahre älteren Juwelier Norman Galt, vier Jahre werben, bevor sie 1896 seine Frau wurde.

Das Paar zog in seine Heimatstadt Washington D.C. Er starb zwölf Jahre nach der Heirat. Die kinderlose Witwe – ihr einziges Baby hatte die Geburt nur kurz überlebt – erbte das Juweliergeschäft, stellte einen Manager an, lernte Auto fahren und reiste immer wieder nach Europa. Dort, heisst es in Biografien, habe sie ihrem Interesse für schöne Kleidung gefrönt. Man darf die Geschichtsschreibung angesichts ihres späteren Lebens anzweifeln.



Über gemeinsame Bekannte lernte sie im März 1915 Präsident Woodrow Wilson kennen. Wilsons erste Frau, die Malerin Ellen Axson Wilson, war im August 1914 an einer chronischen Nierenentzündung gestorben. Er verliebte sich offenbar heftig in die lebhaft junge Witwe.

Möglicherweise konnte er auch schlecht mit dem Alleinsein umgehen. Jedenfalls schrieb er Edith Bolling Galt leidenschaftliche Liebesbriefe und machte ihr schon drei Monate nach ihrer ersten Begegnung einen Heiratsantrag. Seine Berater rieten entsetzt von einer schnellen Neuvermählung ab. Die Presse begann darüber zu tratschen, wie schnell Präsident Wilson seine Trauer überwunden hatte. Er schrieb seiner neuen Liebe, Zeit werde manchmal «nicht



Abenteuerlich und liebevoll: Edith Wilson.

gemessen in Wochen, Monaten oder Jahren, sondern in berührenden menschlichen Erfahrungen», bot ihr aber gleichzeitig an, seinen Antrag abzulehnen, falls der Klatsch sie belaste. Sie schrieb zurück, sie wolle ihn nicht aus Pflicht oder Mitleid heiraten, sondern aus Liebe. Sie heirateten im Dezember 1915.



Die Befürchtungen der Berater, die schnelle zweite Ehe könnte Wilson seine Wiederwahl kosten, waren unbegründet. Er gewann die Wahl zwar nur knapp. Aber der Erste Weltkrieg und die sich abzeichnende Teilnahme der USA beschäftigte das Land mehr als das Liebesleben des Präsidenten. Zumal die neue First Lady im Weissen Haus kaum öffentlich in Erscheinung trat. Sie befolgte eisern die damali-

gen Rationierungsempfehlungen – benzinfreier Sonntag, fleischloser Montag, getreideloser Mittwoch – und bestellte Schafe statt Gärtner für den Rasen um das Weisse Haus. Glamour im Weissen Haus fand nicht statt. Die neue First Lady gab zu keinem Tadel Anlass.



Im Jahr 1917 traten die USA in den Ersten Weltkrieg ein. 1918 und 1919 reiste der Präsident mit Edith Wilson nach Europa, um Truppen zu besuchen, den Friedensvertrag von Versailles zu unterzeichnen und den Völkerbund, die spätere Uno, aufzugleisen. Im September 1919 wurde Wilson mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Im gleichen Jahr erlitt er im Herbst einen Zusammenbruch, eine Woche später einen Gehirnschlag, der ihn halbseitig lähmte. Sein linkes Auge erblindete.



Edith Wilson arrangierte ein Interview mit dem Präsidenten, das suggerierte, er sei absolut regierungsfähig. Er sass im Rollstuhl und war knapp funktionsfähig. Welche Dokumente ihm vorgelegt wurden, war ihr überlassen. Er sah sein Kabinett zum ersten Mal 1920 wieder. Erst 1921, nach Ende seiner zweiten Amtsperiode, wurde klar, wie sehr Edith Wilson die Geschäfte des Landes bestimmt hatte. 1924 starb ihr Mann. 1939 veröffentlichte sie ihr Buch «My Memoir». Viele darin enthaltene Fakten, sagen Historiker, seien absolut unhaltbar. Ohne eine eigene Karriere anzustreben, hielt sie Kontakt zu ihren Nachfolgerinnen, ungeachtet der Partei.



1960 entschied sie sich, John F. Kennedy zu unterstützen, obwohl sie mit seinem Rivalen Richard Nixon befreundet war. Ihre Anwesenheit bei Kennedys Vereidigung 1961 war ihr letzter öffentlicher Auftritt. Sie starb wenige Monate später.

Serie: Jede Woche porträtiert die *Weltwoche* eine amerikanische Präsidentengattin. Nächste Ausgabe: Michelle Obama

«Er muss mehr Geschichten erzählen»

Der amerikanische Botschafter in Bern, Donald S. Beyer Jr., ist ein persönlicher Freund Obamas. Er erzählt, worauf der Präsident im Wahlfinish achten muss, wie er die Schweiz erlebt und was er vom Vorwurf hält, die Amerikaner seien Heuchler im Steuerstreit. *Von Roger Köppel, Urs Gehriger und Noë Flum (Bild)*

Herr Botschafter, erinnern Sie sich, wo Sie vor exakt vier Jahren waren?

Meine Frau und ich arbeiteten rund um die Uhr für Barack Obamas Wahlkampagne. Am Montag vor der Präsidentenwahl organisierten wir eine Kundgebung in Manassas, Virginia, einer ländlichen Gegend, wo alle Pick-up-Trucks fahren. Obama sprach auf einem leicht abfallenden Hügel vor 110 000 Leuten. Die Szenerie erinnerte mich an den Ort in Israel, wo Jesus einst die Bergpredigt hielt. Natürlich wissen wir, dass Obama nicht auf dem Wasser geht. Aber ich erinnere mich, dass an jenem Tag seine Grossmutter, die ihn aufgezogen hatte, gestorben war. Trotz dem Verlust war er ziemlich gefasst und hielt eine wunderbare Rede, es war enorm motivierend.

2008 waren Sie einer der grössten Financiers von Obamas Wahlkampagne. Wie viel Geld haben Sie gespendet?

Meine Frau und ich sammelten 1,5 Millionen Dollar. Ich war aber auch Mid-Atlantic Finance Chairman der Wahlkampagne und hatte da ein riesiges Team unter mir. Mein Auftrag lautete, möglichst viele Menschen zum Spendensammeln zu ermuntern. Nach Illinois, Obamas Heimatstaat, haben wir dort am meisten Geld aufgetrieben. Ich vermisse diese Arbeit, sie hat grossen Spass gemacht, weil wir mit so vielen Menschen in Kontakt kamen und auf diese Weise Obamas Vision unterstützen und fördern konnten.

Präsident Obama hat seine eifrigsten Geldsammler nicht vergessen. Rund zwei Dutzend Botschafterposten wurden an spendable Wahlhelfer vergeben. Hatten Sie den Wunsch geäussert, Amerika in der Schweiz vertreten zu dürfen?

Ich war nicht clever genug, um darum zu bitten. Aber ich hoffte sehr, für die Administration arbeiten zu dürfen, im Handels- oder Finanzministerium, wo ich meine Erfahrung als Geschäftsmann hätte nutzen können. Doch die Inauguration verstrich, ohne dass ich ein Zeichen bekommen hätte. Also bereitete ich mich darauf vor, in meinen Job zurückzukehren und wieder Autos zu verkaufen. Dann erhielt ich einen Anruf von der Personalabteilung des Präsidenten. Obama wolle mir einen Botschafterposten anbieten, hiess es. Als ich fragte, was für mich vorgesehen sei,

sagte der Beamte: «Ich hoffe, Sie mögen Berge, Schokolade und Jodeln!»

Haben Sie lange überlegt?

Der Präsident musste meine Gedanken gelesen haben, denn ich habe eine lebenslange Liebesaffäre mit den Bergen. Bereits mit neun Jahren träumte ich davon, das Matterhorn zu besteigen. Ich habe jedes Buch über den Eiger gelesen, «Eiger Dreams» von Jon Krakauer ist mein Lieblingsbuch. Und «Nordwand», den Film von Philipp Stölzl, habe ich fünfzehn Mal gesehen. Ausserdem bin ich ein sehr enthusiastischer Skifahrer. Kurz: Ich bin begeistert, dass wir hier sind.

War Ihnen damals klar, dass Sie sich ausgiebig mit Bankenwesen und Steuerfragen befassen würden?

Der lange Bestätigungsprozess in Washington fiel zusammen mit den Verhandlungen im Steuerstreit zwischen den USA und der UBS. Das Thema war also schon auf dem Tisch, bevor ich schliesslich im August 2009 in Bern ankam. Im Bestätigungsverfahren wurde mir dazu aber nur eine einzige Frage gestellt, von Senatorin Jeanne Shaheen aus New Hampshire. Ich weiss bloss noch, dass ich eine sehr vorsichtige Antwort gab. Und der republikanische Senator Dick Lugar aus Indiana fragte mich, warum ich meine erfolgreiche Karriere in Virginia aufgeben wolle.

Ja, warum eigentlich?

Ich antwortete: «Senator, haben Sie in letzter Zeit verfolgt, was auf dem Automarkt geschieht?»

Hier angekommen, unternahmen Sie eine Tour de Suisse, auf der Sie jedem Kanton einen Besuch abstatteten. Sind Sie mit unserem Land nun so vertraut, dass Sie mit Kennedys Worten sagen können: «Ich bin ein Schweizer»?

Ich habe Orte besucht, wo viele Schweizer noch nie waren. Trotzdem, es wäre überheblich, zu meinen, ich verstünde die Schweizer Geschichte und Geografie besser als ein echter Schweizer. Aber ich weiss wohl mehr über euer Land als irgendein anderer Amerikaner.

Das ist beruhigend zu wissen. Ihre Kenntnis scheint zu garantieren, dass Schweizer Interessen in Washington Gehör finden. Wie oft haben Sie den Präsidenten am Draht?

Nicht regelmässig. Es ist wahrscheinlich ein Jahr her, seit ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Meistens spreche ich mit sei-

ner Entourage und natürlich mehrmals pro Jahr mit Aussenministerin Hillary Clinton.

«Hi Hillary, welchen Brandherd löschst du gerade?», oder wie muss man sich ein Gespräch mit Frau Clinton vorstellen?

Es verläuft respektvoll, man ist sehr auf das jeweils aktuelle Thema fokussiert. Dabei ist sie immer warm und liebenswürdig, was ich ihr hoch anrechne, schliesslich habe ich bei der Nomination zur Präsidentschaft ihren härtesten Gegner unterstützt.

Welches würden Sie als Ihren grössten Erfolg als Botschafter in Bern bezeichnen?

Mir ist es gelungen, eine freundschaftliche Beziehung mit führenden Figuren aus Regierung, Parlament und Wirtschaft der Schweiz aufzubauen. Die Beziehungen sind heute tiefer als lange zuvor. Ich habe ein enges Beziehungsnetz geknüpft, das mir erlaubt, die jeweils wichtigen Leute direkt ins Spiel zu bringen. Im Grossen und Ganzen geht es mir darum, die Wahrnehmung der USA in der Schweiz positiv zu verändern.

Viele Ausländer meinen, die Schweiz sei eine direkte Demokratie. Eine Fehleinschätzung, denn im Kern sind wir die am besten organisierte Anarchie in der Welt. Haben die Leute im US-Aussenministerium eine Ahnung, wie diese Anarchie funktioniert?

Die meisten sind verblüfft über die Schweiz, aber auch beeindruckt. Ich auch. Ich liebe die Konkordanz-Idee und die direkte Demokratie – und würde sie gerne übernehmen. Aber ich habe grosse Mühe, mir vorzustellen, wie ich diese in meinem Heimatstaat Virginia oder in den USA einführen könnte. Euer politisches System basiert stark auf der einzigartigen Kultur.

Viele erfolgreiche Unternehmer von Ihrem Schlag sind Republikaner. Sie landeten bei den Demokraten. Was ist schiefgelaufen?

Als George W. Bush gewählt wurde, dachte ich mir: «Wenigstens werden wir nun ein ausgeglichenes Budget haben.» Aber seine Amtszeit war ein Desaster. Ich glaube, die alte Formel, dass Demokraten viel Geld ausgeben und Republikaner die Staatskasse schonen, ist längst überholt. Das heutige Budgetschlamassel ist das Resultat von vielen Administrationen. Ein weiterer Grund, der mich zum Demokraten machte, war die sehr restriktive Haltung in der Republikanischen Partei gegenüber persönlichen Freiheiten: Abtreibung zum Beispiel. Die Vorstellung,



«Ich bin stolz auf mein Schweizer Bankkonto»: Botschafter Beyer.

... dass die Regierung sich aus deinem Leben raushalten soll, aber in deinem Bett mitredet, missfällt mir. Ebenso die Homophobie, die alte republikanische Führer vertreten haben, ist für mich inakzeptabel.

Wir müssen jetzt allmählich zu den ernsthaften Themen vorstossen.

Ihr macht mir Spass – das hier ist viel härter als je ein Interview zuvor!

Guter Versuch! Sie kennen den berühmten TV-Spot aus dem Wahlkampf Ihres Präsidenten, in dem Romneys angebliche «Verbrechen» aufgezählt werden, mit dem folgenden Schlusskommentar: «... genau das, was man von einem Typen erwartet, der ein Schweizer Bankkonto hatte.» Wer ist für dieses unsägliche Schweiz-Bashing verantwortlich?

Ein Parteifunktionär in Chicago wahrscheinlich, der dachte, der Slogan mobilisiere Wähler für Obama. Die sorgen sich nicht um Leute wie ...

... wie Sie, Herr Botschafter?

(Lacht) Ja genau, Leute, die das ausbaden müssen. Für die Kampagnenführer ist der TV-Spot bloss ein kleiner Nasenstüber in einer lang währenden Freundschaft.

Bestimmt haben Sie sofort nach Washington angerufen und protestiert?

Ja, wir sagten, es sei nicht hilfreich für unsere Mission hier. Mehr nicht, denn das Ausserministerium hat keinen Einfluss auf die Wahlkampagne. Ausserdem kommunizierte ich Exponenten in der Schweiz, dass ich selbst auch ein Schweizer Bankkonto habe und ich stolz darauf bin. Für Leute wie mich,

die mit der Schweiz zu tun haben, ist es völlig normal, hier ein Bankkonto zu haben.

Viele Schweizer sehen im Vorgehen der US-Regierung Heuchelei. Die Amerikaner gehen auf die Schweiz los, gleichzeitig hätschelt man Steueroasen wie Delaware oder Miami. Wie können Sie zornige Schweizer wie uns beruhigen?

Ich habe genau dieselbe Frage den Leuten in unserem Justizdepartement gestellt. Sie antworteten, sie würden Steuersünder überall verfolgen, wo immer sie sich aufhalten oder ihr Geld verstecken. Einen grossen Fokus auf die UBS lenkte ohne Zweifel Bradley Birkenfeld.

Wir hoffen, dass man Birkenfelds Kopf nicht am Mount Rushmore einmeisseln wird.

Hat es da überhaupt noch Platz? Im Ernst: Über den gegenseitigen Datenaustausch findet in den USA zurzeit eine ernsthafte Debatte statt.

Welche Auswirkungen hat die jüngste Pann im Schweizer Nachrichtendienst auf die Beziehungen zu den USA?

Überhaupt keine. Wir waren sehr verständnisvoll gegenüber dem Schweizer Nachrichtendienst und dessen Chef Doktor Seiler. Wir selbst hatten in den letzten Jahren etliche Pannen, die viel schlimmer waren. Ausserdem gelangte das entwendete Material schliesslich nicht nach aussen. Der substanzielle Schaden scheint minimal. Im Übrigen war ich sehr beeindruckt von dem Angestellten der UBS, dessen Misstrauen dazu führte, dass er Alarm schlug und letztlich einen Verkauf der Daten verhinderte.

Tatsächlich: Dank einem UBS-Beamten kamen geheime Daten über die Schweiz – und die USA – nicht in falsche Hände. Wir können weiterhin ruhig schlafen. Was geschieht eigentlich mit Ihnen, wenn Obama abgewählt wird?

Wahrscheinlich werde ich gefeuert. Unsere Tochter studiert in der Schweiz. Deshalb werden wir aber bis zu ihrem Abschluss nächsten Sommer bestimmt hier bleiben.

Was raten Sie als erfahrener Businessman Ihrem Freund Obama für einen erfolgreichen Endspurt, damit ihr beide eure Jobs behalten könnt?

Kommunikation. Er ist ein grossartiger Redner. Aber er muss mehr Geschichten erzählen. Darüber, wie er regiert hat und wie er es in den nächsten vier Jahren packen würde. Das Volk will hören, dass es einen klaren und ehrgeizigen Plan gibt, die amerikanische Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen.

Donald S. Beyer Jr, 62, wurde im italienischen Triest als Sohn eines US-Armeeoffiziers geboren. 1990-97 war er Vize-Gouverneur des Staates Virginia. Daneben betätigte er sich im Autohandel, u. a. für die Marke Volvo. Beyer ist verheiratet und Vater von vier Kindern.



Schmerzhaftes Scheidung

Der deutsche König Maximilian I. beschimpfte die Schweizer als Umstürzler und Feinde des Christentums und setzte sie mit den Türken gleich. 1499 eskalierte der Konflikt zwischen der Eidgenossenschaft und den «Sauschwaben». Die Nachwehen sind bis heute spürbar. *Von Peter Keller*



Hier der hochwohlgeborene Adelige, dort das tumber, widerspenstige Bauernvolk: Schlacht bei Dornach, 22. Juli 1499.

Scheidungen können schmerzhaft sein, aber auch befreiend. Was sich kurz vor der Wende zum 16. Jahrhundert entlang des Rheins und am Bodensee abspielte, war eine Trennung, die sich zu einem regelrechten Scheidungskrieg auswuchs. Je nach Perspektive – auch das gehört zu den Merkmalen schwieriger Trennungen – ist vom «Schwabenkrieg» oder vom «Schweizerkrieg» die Rede. So wird der jeweils andere ins schiefe Licht gerückt. Die Mischung aus Nähe und Entfremdung schuf einen Nährboden gegenseitiger Ressentiments, die bis heute aktiv sind.

Eigentlich sind sie vom gleichen Stamm und sprechen verwandte Dialekte: die Alemannen nördlich und südlich des Rheins. Ein Gebiet, das vom Elsass bis zu Vorarlberg reicht und die deutsche Schweiz umfasst. Von der gemeinsamen Verwandtschaft und Vergangenheit ist um 1500 jedoch wenig mehr zu spüren. Es sind noch Restposten: Juristisch gehört die Eidgenossenschaft zum Deutschen Reich mit dem König beziehungsweise Kaiser als oberstem Herrn. Faktisch regiert sich dieses Gebilde selber und betreibt eine expansive Aussenpolitik.

Naturgemäss gehen die Territorialgewinne der Eidgenossen auf Kosten der Habsburger. Die Luzerner, Zürcher, Berner, Schwyzer drängen ins Mittelland vor, ins frühere Stammland der Habsburger, die sich inzwischen nach Osten verzogen haben und in Österreich an ihrer künftigen Weltmacht bauen. Mit der Eroberung des Aargaus 1415 und des Thurgaus 1460 durch die Eidgenossen bildet sich mit dem

Maximilian sieht in den Schweizern gar eine Gefahr für sein «heiliges Reich».

Hochrhein und dem Bodensee eine neue, durch die Natur gegebene Aussengrenze. Nur ist die politische Entflechtung weniger sauber vonstattengegangen als die geografische.

Einer Kettenreaktion gleich werden sich die Konflikte 1499 entlang der gemeinsamen Grenze entzünden (siehe Karte S. 50). Der Zürcher Historiker Bernhard Stettler erkennt in diesen Kriegsschauplätzen eine Pufferzone, «in der sich zwei Mächte rivalisierend gegenüberstanden, die aber durch herkömmliche Bindungen noch immer vielfach verflochten war: übergreifender Besitz insbesondere von Klöstern, übergreifende Burg- und Landrechte insbesondere der eidgenössischen Orte, übergreifende Herrschaftsbefugnisse, darunter als bekanntestes Beispiel das Thurgauer Landgericht im Besitz der Stadt Konstanz».

Ohne eigenes Zutun geriet Konstanz in dieses Konfliktfeld zweier aufstrebender Mächte. Unaufhaltsam waren die Eidgenossen bis vor die Stadt vorgedrungen. Gleichzeitig reichten die Besitzungen der in Konstanz residierenden Bischöfe weit in die Deutschschweiz hin-

ein. Die geistlichen Herren hatten sich folglich mit den neuen, selbstbewussten Nachbarn zu arrangieren, ohne es gleich mit Habsburg-Österreich zu verderben. Ein schwieriger Akt, der Konstanz einige diplomatische Akrobatik abverlangte. Unter Bischof Hermann von Breitenlandenberg (1466–1474) lösten die Eidgenossen ihre österreichischen Erbfeinde als Schirmmacht Konstanz' ab. Auch im Bistumsstreit, der um die Nachfolge Hermanns entbrannte, konnte sich der von den Schweizern favorisierte Kandidat durchsetzen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts liess Maximilian I. – ab 1486 deutscher König – Konstanz allerdings keine Wahl mehr. Die Stadt und die Bischöfe hatten sich dem Herrscher aus dem Hause Habsburg zu beugen. Überhaupt verfolgt Maximilian eine viel konsequentere Machtpolitik. Er will das Königtum stärken, das Reich enger zusammenfassen. Dazu beruft er den Reichstag zu Worms ein (1495) und ruft dort den Ewigen Landfrieden aus, der für das gesamte Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gelten soll. Über die Einhaltung des Friedens soll das oberste Reichskammergericht wachen – und Maximilian will für seine Pläne zusätzliche Einnahmen: Ihm gelingt es, mit der Einführung des gemeinen Pfennigs eine Art Wehrsteuer durchzusetzen. Oder fast: Die Abordnung der eidgenössischen Orte, die Tagsatzung, lehnt die Beschlüsse von Worms rundum ab. Eine Demütigung mit Folgen.

«Nur Üppigkeit, Untreue und Hass»

Maximilian I. (1459–1519) gilt als «der letzte Ritter». Habitus und höfisches Leben des Habsburgers orientieren sich an einer Zeit, die ihren Höhepunkt schon lange hinter sich hat. Es war seine Mutter, die ihn als kleinen Buben mit Heldensagen fütterte und ihm die ritterlichen Ideale nahebrachte. Maximilian entwickelte sich zu einem vorzüglichen Turnierkämpfer. Umso tiefer erzürnte ihn das Verhalten der Eidgenossen, die sich um die Ehrgefühle eines altmodischen Regenten einfach foutierten.

In einem ersten, eruptiven Akt lässt Maximilian seinem Zorn in Form einer Streitschrift freien Lauf. Er spricht von den «grogen, bösen, schnöden Bauersleuten, denen keine Tugend, kein adeliges Geblüt, keine Mässigung, sondern nur Üppigkeit, Untreue und Hass innewohnen». Die Eidgenossen werden als Vernichter des Adels angeklagt. Sie würden als Bauern den Umsturz der ständischen Ordnung betreiben, worin doch der Adel kraft seiner Geburt und durch Gott gegeben über den Bauern zu stehen hatte. Maximilian sieht in den Schweizern gar eine Gefahr für sein «heiliges Reich», das sich als weltliche Schutzmacht der Kirche versteht, weswegen er die Eidgenossen mit dem anderen grossen Feind der Christenheit, den Türken, gleichsetzte. >>>

Schwabenkriege

Zahlen und Fakten

Zwischen Januar und Juli 1499 entladen sich die Grenzkonflikte zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft.

Ursachen und Anlass

Mit der Eroberung des Aargaus (1415) und des Thurgaus (1460) bilden Habsburg und die Eidgenossenschaft eine gemeinsame Grenze entlang des Rheins und des Bodensees. Übergreifende Besitzverhältnisse und die Bündnispolitik beider Seiten verschärfen die Gegensätze.

Folgen und Bedeutung

Die Schweiz bleibt juristisch Teil des Deutschen Reiches, geniesst aber weitgehende Selbständigkeit. Habsburg und die Eidgenossenschaft bereinigen ihre Interessengebiete. Basel und Schaffhausen werden 1501 in die Eidgenossenschaft aufgenommen.

Chronologie der Ereignisse

Ende 1498 weiten sich die Konflikte zwischen Bündnern und Tirolern aus. Die Eidgenossenschaft kommt ihren Bündnispflichten gegenüber dem Grauen Bund und dem Gotteshausbund nach. Oberösterreich ruft den Schwäbischen Bund zur Hilfe.

5. 2. 1499: Überfälle bei Gutenberg.

12. 2.: Eröffnung des Landkrieges bei Triesen.

Siege der Eidgenossen bei Hard (22. 2.), am Bruderholz (22. 3.), im Schwaderloh vor Konstanz (11. 4.) und bei Frastanz (20. 4.).

22. 4.: König Maximilian I. ruft den Reichskrieg gegen die Eidgenossenschaft aus.

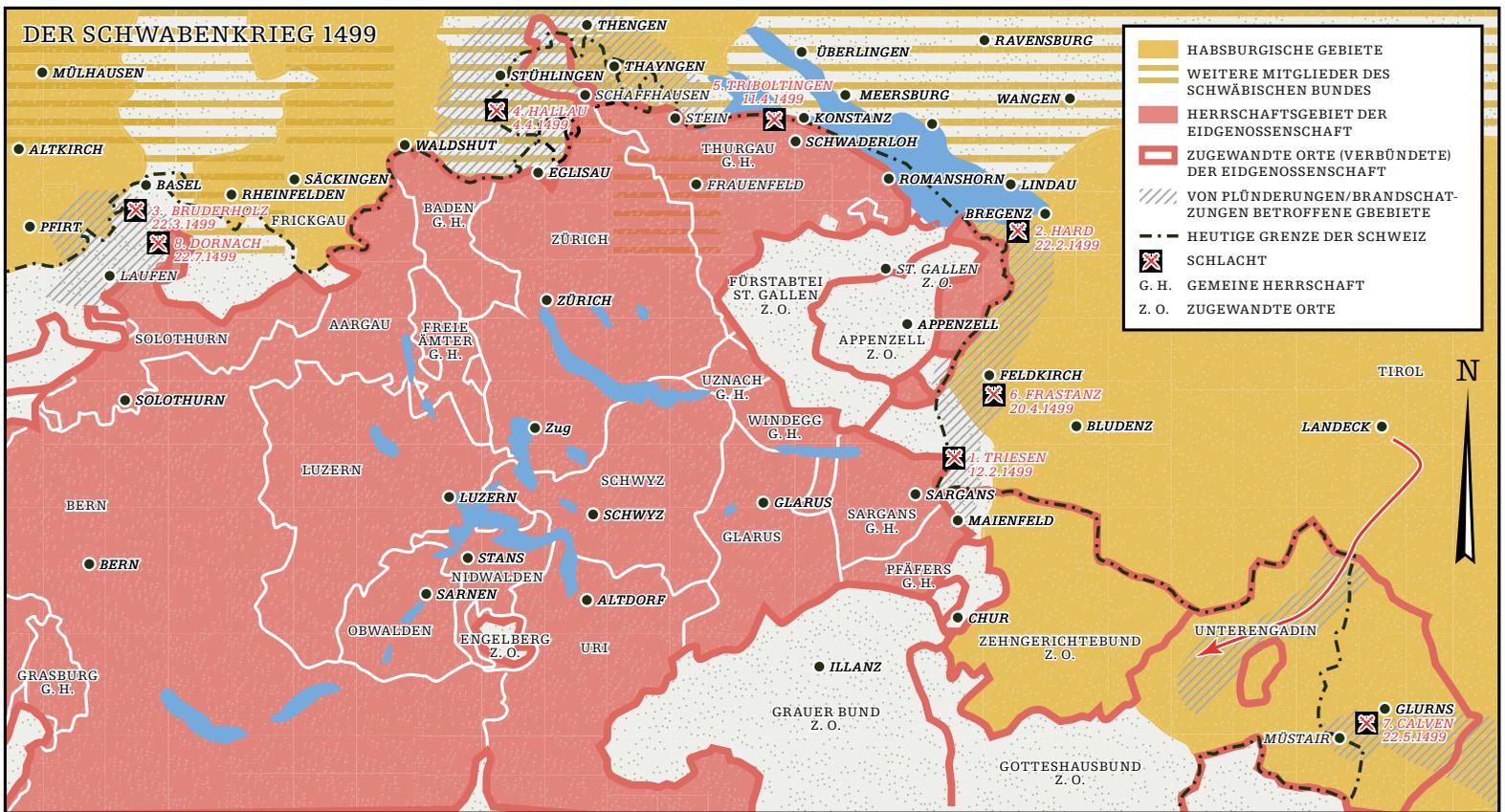
22. 5.: Erfolgreiche Erstürmung der Talsperre an der Calven durch die Bündner Verbände.

Ab Ende Juni: Maximilian versammelt in Konstanz ein Heer von über 10 000 Mann. Seine Hauptleute verweigern aber den Angriff auf die eidgenössischen Gebiete. 22. 7.: Niederlage der königlichen Truppen bei Dornach.

22. 9.: Frieden von Basel.

Ausflugstipp

Ruine Dorneck bei Dornach



Kettenreaktion entlang der gemeinsamen Grenze: Kriegsschauplätze.

Hier der hochwohlgeborene Adelige, der die grossen Linien im Auge hat, dort das tumbe, widerspenstige Bauernvolk. König Maximilian ist nicht der Erste, der auf dieser Klaviatur spielt – und lange nicht der Letzte. Noch Friedrich Engels, Freund von Karl Marx und Kommunist der ersten Stunde, höhnte 1847 über die katholischen Orte, die eben dabei waren, im Sonderbundskrieg gegen die Übermacht aus Zürich und Bern unterzugehen: «Die Urschweiz hat nie etwas anderes getan, als sich gegen die Zentralisation angestemmt. Sie ist bei ihrer ursprünglichen Barbarei mitten in Europa stehengeblieben, während alle andern Nationen, selbst die übrigen Schweizer, fortgeschritten sind.»

Im Sommer 1941 treffen sich Hitler und Mussolini auf der Brennerpasshöhe. Laut Protokoll kommen sie dabei auch auf den kleinen Nachbarn zu sprechen. Der deutsche Führer habe in den Gesprächen die Schweiz «als das widerwärtigste und erbärmlichste Volk und Staatesgebilde» bezeichnet. Die Schweizer seien Todfeinde des neuen Deutschland und «offen gegen das Reich eingestellt, weil sie durch die Trennung von der Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes gehofft hatten, besser zu fahren – was ja auch über weite Zeiträume der Fall gewesen wäre –, nunmehr jedoch im Lichte der neusten Entwicklung einsähen, dass ihre Rechnung falsch gewesen sei».

So falsch war die Rechnung nicht. Die Schweiz fuhr auch nach 1941 wesentlich besser als souveräner Staat und in Distanz zum gross-

deutschen Nachbarn. Was Hitler richtig erkannte: Die Schweiz hatte sich tatsächlich vom Reich gelöst. Allerdings nicht nur territorial, wie der Führer glaubte, sondern auch mental. Das, was die Schweiz von Deutschland real unterscheidet, sei unsichtbar, schreibt Markus Somm: «die völlig anderen Institutionen, die direkte Demokratie, ein radikaler Föderalismus und vor allem ein Staat, der sich von unten her aufbaut, wo fast alle irgendwie mitreden können. Es trifft zu, was die Deutschen bloss für einen Trick der Schweizer halten: Das Verhältnis zwischen Staat und Bürger ist hier

Gemeinsame Helden-taten stärken das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

seit dem 14. Jahrhundert anders als im Rest des Reiches.» Was offenbar auch Peer Steinbrück entging, als er 2009 – damals noch Finanzminister – der Schweiz wegen des Steuerstreits mit der Kavallerie drohte.

Bündner neigten zu Plünderungszügen

Im Schwabenerkrieg platzt diese mentale Differenz blutig auf. Die Eidgenossen verstehen sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts als «Schweitzer», eine Bezeichnung, mit der die einzelnen Orte noch wenige Jahrzehnte zuvor ihre Mühe hatten. Jetzt aber betonen sie ihre althergebrachte Freiheit und erklären die Entstehung der Eidgenossenschaft mit dem Kampf gegen Habsburg und den ihm verbun-

denen Adel. Allen inneren Differenzen zum Trotz (1481 stand die Eidgenossenschaft wegen der Aufnahme von Solothurn und Freiburg kurz vor dem Auseinanderbrechen): Die gemeinsam durchlebten Helden-taten stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schweizer. Die schwäbische Seite teilt diese Erfahrung nicht. Im Gegenteil: Sie fühlt sich dem Adel und dem Reich zugehörig und betont die Treue zum Königtum.

Nun sind klare Positionen gefragt. Auch für den Zwitter Konstanz. Am 24. September 1498 schliesst sich die Stadt nicht ganz freiwillig dem Schwäbischen Bund an und verpflichtet sich, den Bund bei einem Krieg mit den Eidgenossen zu unterstützen. Die Loyalitätsverhältnisse werden schrittweise abgeklärt. Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus schliessen kurz darauf mit dem Gotteshausbund (im heutigen Graubünden) und der Stadt Chur (ohne den Bischof) einen ewigen Bund. Die Vertragspartner wollen «sich in allen ihren Sachen, Anliegen und Geschäften aller Freundschaft, Treue und Förderung gegeneinander befehligen und getrösten und getreues Aufsehen zusammen haben».

Neben der Wahrung des Landfriedens und der Öffnung der Märkte wird vereinbart, dass kein Vertragspartner ein anderes Bündnis ohne Vorbehalt dieser Verbindung eingehen soll und dass bei gemeinsamen Kriegen nur gemeinsame Friedensschlüsse möglich sind. Ein ähnliches Bündnis hatten die sieben Orte 1397 bereits mit dem Grauen Bund (ungefähr heutige Surselva) abgeschlossen.

Die beiden Bündner Bünde wären gerne als selbständige Orte zur Eidgenossenschaft gekommen, doch Zürich und Schwyz lehnten dieses Ansinnen ab. Immerhin konnten sie jetzt als zugewandte Orte auf die Unterstützung der Schweizer zählen, und diese war auch nötig: 1490 hatte nämlich Erzherzog Sigismund von Österreich seine Rechte in Churrätien an seinen Vetter und König Maximilian abgetreten. Ein Schachzug nicht ohne Hintersinn. Sigismund allein war zu schwach, die Bündner, die zu Raubzügen und Plünderungen im Umland neigten, in Zaum zu halten. Dem grossen Vetter traute er da mehr zu.

Sie schmückten Kühe als Bräute

Ausgelöst wird der Konflikt an der östlichen Ecke des eidgenössischen Einflussbereichs. Im Januar 1499 besetzten Tiroler das Kloster Müstair. Damit wurde der eben zwischen den sieben Orten und den rätischen Bünden abgeschlossene Freundschaftsvertrag wirksam. Wie ein Dominospiel entlud sich das Geflecht von Verträgen und Bündnissen. Die Grafschaft Tirol rief durch ihre Landesverwaltung in Innsbruck die im Schwäbischen Bund vereinigten Reichsstädte und Adligen zu Hilfe.

Bald konnte sich auch der relativ frische Landesherr Tirols, Maximilian I., den Ereignissen nicht mehr entziehen. Ein erster Waffenstillstandsversuch scheiterte. Dann eskalierte der Konflikt vollends. Anfang 1499 hielten habsburgische Landsknechte die Burg Gutenberg im heutigen Fürstentum Liechtenstein besetzt, während links des Rheines eidgenössische Kriegsscharen lagerten. Bald trieben die Königlichen, wie der Vorarlberger Historiker Alois Niederstätter schreibt, «jene provokanten Spässe, die bei den Eidgenossen ihre Wirkung nie verfehlten: Sie riefen den Schweizern «Kuhschweizer» zu und ahmten das Muhen von Kühen nach. Schliesslich schmückten sie einige Kühe als Bräute und forderten die Eidgenossen auf, über den Rhein herüberzukommen, um Hochzeit zu halten. Diese nun schon traditionelle Schmähung der Schweizer als Kuhbauern und Sodomiten gab den letzten Anstoss zum Ausbruch jener militärischen Konfrontation, die – je nach Blickwinkel – als Schweizer- oder Schwabenkrieg in die Geschichtsschreibung eingegangen ist.»

Tatsächlich kamen die Schweizer über den Rhein. Aber nicht, um Hochzeit zu halten. Nach ersten Scharmützeln bei Gutenberg und St. Luzisteig wurde mit der Schlacht bei Triesen (12. Februar) der eigentliche Landkrieg eröffnet. Nach den für die Eidgenossen siegreichen Gefechten bei Hard (22. Februar), auf dem Basler Bruderholz (22. März) und im Schwaderloh (Triboltingen) vor Konstanz (11. April) übernahm Maximilian selbst die Führung der Truppen. In einer beeindruckenden Feier liess der Herrscher im Überlinger Münster das Reichsbanner feierlich aufrichten und am



Konsequente Machtpolitik: König Maximilian I.

22. April 1499 den Reichskrieg gegen die Eidgenossen erklären. Inzwischen hatte sich der Grenzkrieg auf drei weiträumige Frontabschnitte ausgedehnt: auf Graubünden, Tirol und Vorarlberg; auf das Gebiet um Konstanz, den Hegau und Klettgau (Teile des heutigen Schaffhausen) und auf das Gebiet um Basel bis in den Sundgau hinein.

Maximilian wollte die lange Front zu seinen Gunsten nutzen und schickte im Osten ein Heer an die Calven, von wo aus die Landsknechte in das Münstertal zogen und «da alles verbrannten und zerstörten», wie eine unbekanntere zeitgenössische Quelle zu berichten weiss. In einem Überraschungsangriff überrennen jedoch am 22. Mai die Bündner das rund 13 000 Köpfe zählende österreichische Heer und schlagen es in die Flucht. Der Gegner verlor gegen 5000 Mann, die Bündner hatten rund 2000 Tote und Verwundete zu beklagen, darunter den Anführer der Gotteshausleute, Benedikt Fontana.

Kriegsmüde waren beide Parteien

Ende Juli versammelt Maximilian in Konstanz ein Heer von über 10 000 Mann. Der geplante Vormarsch gegen die Eidgenossen im Schwaderloh scheidet, da seine Hauptleute den Angriff verweigern. Kurz darauf erreicht den König die Nachricht von der Niederlage in der Schlacht bei Dornach (22. Juli). Rund 6000 Eidgenossen hatten das vom Grafen Heinrich von Fürstenberg angeführte Reichsheer, das die solothurnische Festung Dorneck belagerte, überfallen und besiegt.



Ressentiments: deutscher Politiker Steinbrück.

Kriegsmüde waren beide Parteien. Eine endgültige militärische Entscheidung war weder für die Schweizer noch für die Königlichen zu erzwingen. Versorgungsengpässe bestärkten die Eidgenossen in ihrem Bestreben nach einer diplomatischen Lösung. Unter mailändischer Vermittlung konnten die Friedensverhandlungen am 22. September 1499, acht Monate nach Kriegsbeginn, abgeschlossen werden. «Der Frieden von Basel bestätigte im Wesentlichen den Status quo», schreibt Alois Niederstätter. In territorialer Hinsicht war der einzige Gewinn der Eidgenossen die Pfandschaft über das Landgericht im Thurgau, die zuvor Konstanz innegehabt hatte, Österreichs Herrschaftsrechte in Graubünden blieben dagegen bestehen. Die Parteien verpflichteten sich zum Rückzug aus den jeweils eroberten Gebieten.

Hat sich die Schweiz mit dem Sieg über Maximilian aus dem deutschen Reich verabschiedet? Faktisch, ja. Doch im Wortlaut des Friedens von Basel findet das Reich keine Erwähnung. Die Parteien verständigten sich auf eine kleine Schlaumeierei: Man habe gegen Maximilian als Erzherzog von Österreich und Grafen von Tirol Krieg geführt – und nicht als Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Rechtlich wurde die Scheidung nicht vollzogen, diese erfolgte erst mit dem Westfälischen Frieden von 1648. Aber auseinandergelebt hatten sich die «Kuhschweizer» und «Sauschwaben» schon lange.

Nächste Folge: Mailänderkriege (Marignano)



Sinnbild der sexuellen Revolution: «Emmanuelle» Syliva Kristel, 1974.



Kinofantasien

Von Daniele Muscionico

Achtung, dieses Bild ist nicht jugendfrei. Für Nachahmerinnen übernimmt die Redaktion keine Haftung. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen: De jure und de facto ist diese Fotografie eine Anleitung zum Crash.

Denn diese Person ist eine Erfindung. Und was sie hier tut, ist es auch: «Emmanuelle» ist eine der erfolgreichsten Kinofantasien Europas, Sex im Flugzeug ist ein hartnäckiges Hollywood-Gerücht – und wenn beides zusammenfindet, herrscht Feuer unterm Dach.

Der Brandsatz ist diese junge Dame. Sylvia Kristel, mit 17 als Miss TV Europe erstmals öffentlich, hier 22 Jahre alt, Niederländerin im Aufstieg, sprich Anflug, mit einer Luftnummer zur populärsten Softporno-Darstellerin der Kinogeschichte zu avancieren. 1974, das waren noch Zeiten: Rauchen im Flugzeug war nicht nur gestattet, sondern gehörte zur Pflicht jedes Erste-Klasse-Passagiers; in Dauen versunken, erlöst vom Anschnallgurt, befreit von der lästigen Bluse, bereit, Dinge zu tun, für die es vorher keine Bilder gab – und endlose Beinfreiheit dazu. Hugh Hefner kann es, Led Zeppelin, Sex im Flugzeug, früher Privatsache, bei Emmanuelle schauten mehrere hundert Millionen Menschen zu.

Doch hello, goodbye, so flog man gestern. In den siebziger Jahren war das und auf der Leinwand.

Sylvia Kristel alias Emmanuelle wurde zum Sinnbild der sexuellen Revolution. Nach ihrem ersten Film wollte sie eigentlich ins «seriöse» Fach wechseln, doch Vertragsklauseln zwangen sie, weiterzuarbeiten: «Emmanuelle 2» kam nur ein Jahr später ins Kino, «Goodbye Emmanuelle» 1977 und «Emmanuelle 4» 1984. Neunmal sollte sie die Titelrolle in «Emmanuelle»-Filmen spielen. Nach eigenen Bekenntnissen drehte Kristel zu dieser Zeit nur noch, um Geld für ihre Drogensucht zu verdienen. Sie kämpfte mit Alkoholproblemen, verliebte sich immer wieder in ältere Männer, die ihr Geld ausgaben, von ihren Gagen blieb ihr am Ende nichts.

2006 schrieb sie in ihrer Autobiografie: «Ich war eine sprachlose Schauspielerin, ein Körper. Ich gehörte zu den Träumen, dorthin, wo nichts zerstört werden kann.» Sie bekannte, dass sie als Kind missbraucht worden war und dass die Scheidung ihrer Eltern und der Verlust des Vaters ihr lebenslanges Trauma war.

Sylvia Kristel erlag am 17. Oktober ihrem langjährigen Krebsleiden. Sie war sechzig Jahre jung, und das Brandzeichen «Emmanuelle» war unauslöschlich bis zum Schluss.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 2 (1) **Joanne K. Rowling:** Ein plötzlicher Todesfall (*Carlsen*)
- 3 (4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 4 (3) **Ken Follett:** Winter der Welt (*Bastet*)
- 5 (5) **Donna Leon:** Himmlische Juwelen (*Diogenes*)
- 6 (7) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (DTV)
- 7 (6) **Charlotte Link:** Im Tal des Fuchses (*Blanvalet*)
- 8 (-) **Nele Neuhaus:** Böser Wolf (*Ullstein*)
- 9 (9) **Jan-Philipp Sendker:** Herzenstimmen (*Blessing*)
- 10 (8) **Pedro Lenz:** Liebesgeschichte (*Cosmos*)

Sachbücher

- 1 (2) **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 2 (4) **Leoni:** Federleicht (*Wörterseh*)
- 3 (1) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 4 (3) **Jörg Kachelmann, Miriam Kachelmann:** Recht und Gerechtigkeit (*Heyne*)
- 5 (5) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 6 (-) **Jean Ziegler:** Wir lassen sie verhungern – Die Massenvernichtung in der Dritten Welt (*Bertelsmann*)
- 7 (6) **Blaine Harden:** Flucht aus Lager 14 (DVA)
- 8 (-) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützen und mehr (*Frech*)
- 9 (10) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützenmacher (*Frech*)
- 10 (-) **Manfred Lütz:** Bluff! (*Droemer/Knaur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Cabrio im Halteverbot

Der Schriftsteller Lukas Bärfuss erhält eine weitere Auszeichnung: den mit 30 000 Euro dotierten Berliner Literaturpreis. Aus diesem Anlass sei auf einen Text Bärfuss' in der aktuellen Zeitung des Schauspielhauses Zürich hingewiesen. Der Autor beschreibt, wie eine junge Frau vor seinen Augen ihr Cabriolet im Halteverbot parkiert, aus ihrer Chanel-Handtasche einen Bussenzettel kramt und ihn unter den Scheibenwischer klemmt, um eine Busse zu vermeiden. Nach anfänglicher Empörung über diese Unverfrorenheit und dem Sinnieren über Gottes Vorliebe für Verbrecher in der Genesis, kommt Bärfuss zum Schluss: «Gottes Wege sind eben untergründlich.» Dem Herrgott attestiert Bärfuss eine «seltsame Vorstellung von der Rechtschaffenheit», auf die irdischen Richter kann sich der Autor dagegen immer verlassen – zumindest auf jene, die über Literaturpreise entscheiden. (rb)

Biografie

Schnall dich an, Baby

«Terminator», «Gouvernator», «Educator»: Arnold Schwarzenegger gibt in seiner Autobiografie «Total Recall» Vollgas. Von Martin Halter

Arnold Schwarzenegger konnte nie begreifen, «dass die grössten Künstler, von Michelangelo bis van Gogh, kaum etwas verkauften, weil sie nicht wussten, wie». Er selber versteht sich «in erster Linie als Geschäftsmann». Sein Körper ist sein Kapital, und wie gut er sich verkaufen kann, bewies er jüngst wieder auf der Frankfurter Buchmesse.

Mit breitem «Hasta la vista, Baby»-Grinsen und stolzgeschwellter Brust unterm Massanzug reckt er die überlebensgrosse Attrappe seines Buchs in die Kameras und gibt gleich Gas: «Schnall dich an. Stell dir vor, du sitzt neben mir im Auto. Ich lenke, du fährst mit. Los geht's.» Erster Gang: Mister Universum. Zweiter Gang: Multimillionär. Dritter Gang: König von Hollywood. Vierter Gang: Maria Shriver, Luxusweib aus altem demokratischem Adel mit «tollem Hintern». Fünfter Gang: Gouverneur von Kalifornien.

Dann aber Crash, Totalschaden, «alles kaputt»: Ehe, Familie, Reputation. Aber «Swoarzenegger», wie er sich inzwischen selber nennt, startet noch einmal durch. Nach «Terminator», «Gouvernator» und Memoiren-Autor will er jetzt auch noch «Educator» werden, Professor of State and Global Policy in seiner eigenen Denkfabrik.

Platon, Cincinnatus

Schwarzenegger ist ja kein tumber Kraftprotz. Das Gehirn, das bläute ihm schon sein Vater mit dem Gürtel und Denksportaufgaben ein, lässt sich wie ein Muskel trainieren. Das Idol des jungen Arnold war Kurt Marnul, der mit seiner Brille «vom Hals aufwärts wie ein Professor aussah». Mister Austria las Platon und war der lebende Beweis dafür, «dass ein Mann gleichzeitig klug und stark sein konnte». In Frankfurt lässt sein Meisterschüler beiläufig durchblicken, dass er auch Geschichte trainiert hat: Wie Cincinnatus, der ehrenwerte Diktator, der Rom vor Parteienzwist und Plebejzorn rettete, habe auch er sich nach erfüllter Mission auf seine Latifundien zurückgezogen. Soll heissen: Das Kapitel Politik ist für Professor Schwarzenegger abgeschlossen.

Der Mythos Schwarzenegger wurde 1977 geboren, als er im New Yorker Whitney Museum of American Art als lebende Statue posierte und Andy Warhol, Tom Wolfe und die Macher des Dokumentarfilms «Pumping Iron» ihn als Fleischmetzen und totalen Performance-Künstler feierten. Was Michelangelo in Marmor schuf, hatte er aus dem eigenen Körper herausgemeisselt: mächtig schwellende, sau-

ber definierte Muskeln. Woran Aktionskünstler wie Beuys und selbst Freund Andy gescheitert waren, hatte er geschafft: Kunst und Leben, Ruhm, Reichtum, Kraft und Macht zusammenzubringen. So pumpete, drückte und stemmte sich der Polizistensohn aus Thal bei Graz zum Meister aller Klassen auf, mit eiserner Disziplin und Ehrgeiz, Bizeps-Curls und unscharf definiertem Ego («Ich war absolut überzeugt, dass ich etwas Besonderes und zu Höherem geboren war. Ich wusste, dass ich eines Tages der Beste sein würde, allerdings wusste ich noch nicht, auf welchem Gebiet»), holte eine «sonderbare Randsportart» aus der Schmutzdecke und machte sich im gelobten Land gesellschafts- und politikfähig.

Schwarzenegger ist der Fleisch gewordene amerikanische Traum. Fast noch mehr als seine Tellerwäscher-Story, sein unaussprechlicher Name und sein drolliger österreichischer Akzent faszinierte die Amerikaner seine kindliche Unschuld, der hölzerne Charme des Barbaren, der sich die Kultur seines Gastlandes hart erarbeiten musste. Schwarzenegger vergleicht sich selber mit King Kong, dem Gorilla auf dem Empire State Building. Wie ein wildes Tier war er in die Zivilisation eingebrochen, hatte die höchsten Gipfel des Establishments erklimmt und sich ohne Skrupel («Verwandle deine Mankos in Vorzüge. Wenn jemand Nein sagt, versteh das als Ja. Eine gezielte Unverschämtheit wirkt manchmal Wunder») genommen, was ihm zustand – auch die schöne weisse Frau aus dem Kennedy-Clan.

Er bedeckte seine Blößen mit feinem Tuch, brachte sich Manieren, ja sogar eine Art von Bildung und Geschmack bei, aber er machte sich, anders als Kafkas Rotpeter, nie zum gelehrten, dressierten Affen: Seine Sympathien für Nixon und Reagan waren seiner vornehmen Verwandtschaft mindestens so suspekt wie Conans dröhnende Barbarei oder seine Schwächen für Panzer, schwere Hummer und phallische Zigarren aus Kuba. Als ertappter Ehebrecher war Schwarzenegger populärer denn je. Mehr noch als die strahlenden Helden liebt Amerika die gefallenen Halbgötter, die zerknirscht ihre unziemlichen Sünden beichten. «Nobody is perfect.»

Peter Sloterdijk beschrieb den Herkules der Postmoderne einmal als «Schliessmuskelman in Vollendung», straff, wortkarg, effizient. Schwarzenegger formulierte es gegenüber seinem Egetherapeuten freundlicher: «Schweigen ist ein Teil meines Wesens.» Als grobmoto-



Totaler Performance-Künstler: Schwarzenegger bei den Dreharbeiten zu «Pumping Iron», 1977.

rischer Body-Artist macht er wenig Worte und verschwendet keinen Gedanken an seine Kunst.

Wer von seiner Autobiografie feinsinnige Selbstreflexionen, unerhörte Geständnisse oder gar die totale Erinnerung erwartet, hat von seinem Mythos nichts verstanden. Beim Posing gibt es für «echte» Emotionen Punktabzüge. Als Terminator hatte er ganze achtzehn Sätze zu reden, und auch als Gouverneur herrschte er mehr durch Körpersprache als durch politische Kommunikation. Schwarzenegger ist Cyborg, Comic-Figur, Kunstwerk, knuddeliges Riesenbaby, aber definitiv kein Intellektueller. Auf der Buchmesse wirkt er so

befremdlich wie Tarzan in einem viktorianischen Salon. Nicht einmal Lothar Matthäus benutzt so ungeniert Superlative und die Rhetorik der Gebrauchtwagenverkäufer, und das nötigt den schwächtigen Eierköpfen der Suhrkamp-Kultur neben Häme und Dünkel doch auch Neid und ehrlichen Respekt ab.

«Total Recall» ist natürlich keine Literatur im eigentlichen Sinne, eher ein Bodybuilding-Roman, anekdotenreich und gedankenarm, ein Vollgas-Drama in fünf Gängen. Frei von Humor und Selbstironie, mit der Sensibilität des passionierten Panzerfahrers erzählt er seinen Werdegang. Jung Arnold fand seine

Vorbilder noch nicht in der römischen Geschichte, sondern in Tarzan-Filmen und «Herkules erobert Atlantis». Der Kraftsport war ihm die Verheissung einer besseren Welt, in der es Mädchen gab, schimmernde Pokale, Geld, Spass und Freiheit.

Schwarzenegger erlebte sein 1968 Jahre zuvor im Bodybuildingstudio: Pumpen war sein Protest gegen die Väter. Dass sein eigener ihn mit dummen Sprüchen («Mach was Vernünftiges. Geh Holz hacken»), Prügeln und Ohrfeigen Mores lehren wollte, nimmt ihm sein Sohn nicht übel, im Gegenteil: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.» Schlimmer war da schon, dass Inspektor Gustav Schwarzenegger nie über sein Stalingrad-Trauma reden konnte und noch als pflichtbewusster Beamter ein Loser blieb: «Wir wuchsen unter Männern auf, die sich als Verlierer fühlten.» Schwarzenegger wollte nach oben, heraus aus dem österreichischen Provinz-sumpf; als er die US-Staatsbürgerschaft erhielt, fühlte er sich endlich «in die Siegermannschaft aufgenommen».

Die ganze Nacht geheult

Als Selbsterziehungsroman eines ewig hungrigen «Monster-Teenagers» hat «Total Recall» durchaus seine Verdienste. Aber je weiter der Autor auf der Erfolgsleiter nach oben klettert, desto dünner wird die Luft und desto kürzer sein Atem. Die Aufzählung seiner Siege als Immobilienspekulant, Restaurantbesitzer, Politiker, Schauspieler, Familienvater, Womanizer und Öko-Herkules verläppert sich in eitlen Name- und Event-Dropping; Manfred Deix' Parodie «Arnold Schwarzenegger – Die nackte Wahrheit» ist jedenfalls lustiger.

Zu Beginn seiner Karriere war Schwarzeneggers Muskelpanzer noch erschütterbar; nach einer seiner seltenen Niederlagen heulte er einmal eine ganze Nacht. Als Mister Universe darf er sich keine Blößen mehr geben, und so verlegt er sich immer öfter auf schwachbrüstige Phrasen und schlichte Erfolgsrezepte: «Bleib hungrig. Egal, was du tust, du musst es gut verkaufen. Denk nicht zu viel nach.» Natürlich stellt ein Schwarzenegger sich immer neuen fantastischen, unglaublichen Herausforderungen. Aber auch wenn der Geist noch willig ist, wird das Fleisch, wie auch neuere Paparazzifotos belegen, doch langsam schwach und schlaff. Schon dass er, trotz seiner erklärten Abneigung gegen Rückblicke, jetzt seine Lebensgeschichte aufgeschrieben hat, zeigt, dass die Kräfte des 65-Jährigen schwinden. Die schweigsame Menschmaschine ist ins Stottern und Predigen geraten, das Kunstwerk und Erfolgsmodell Schwarzenegger ist endgültig museumsreif.

Arnold Schwarzenegger: Total Recall. Die wahre Geschichte meines Lebens. Hoffmann und Campe. 672 S., Fr. 44.40

Das entfesselte Ich

Nächstes Jahr könnte die Schweizer Künstlerin Meret Oppenheim ihren 100. Geburtstag feiern. Das Kunstmuseum Bern widmet ihr bereits jetzt eine Hommage. Denn Oppenheim zählte zu den grossen Frauen der Zwischenkriegszeit, die vorbildhaft aus der Rolle fielen. *Von Daniele Muscionico*



Kunst hat kein Geschlecht: Oppenheim in Basel im Herbst 1943.

Ein Glas Pernod, zwei Gläser Pernod, drei Gläser, vier ... oder sind es bereits fünf? Pernod macht ein Schweizer Mädchen mutig, ein Mädchen, das achtzehn Jahre alt ist und willens, Paris zu erobern, die Weltstadt der Kunst. Pernod trinkt man im Zug aus Basel – Meret Oppenheim und ihre Freundin Irène Zurkinden, Malerin und leidenschaftliche Tänzerin. Angesäuelt, angeheitert und kaum angekommen, stürmt man das «Café du Dôme», das Stammlokal derer, die sich Intellektuelle nennen.

Paris, die dreissiger Jahre, die Avantgardisten sind die Surrealisten, ein Männerzirkel, angeführt vom Schriftsteller André Breton. Und eh es sich Meret versieht, das Meretlein, benannt nach Gottfried Kellers aussergewöhnlichem Mädchen im «Grünen Heinrich», spielt sie die Rolle der Surrealistenmuse. Verhext attraktiv, charismatisch, freiheitsdurstig. Und verhext ist: En passant entwirft diese

Frauensperson das bis heute populärste Werk der Surrealisten, die Pelztasse!

Meret Oppenheim ist damals 23 Jahre alt, und sie hätte ihrem Markenzeichen als «Überziehkünstlerin» treu bleiben können. Doch sie wählt ihren eigenen, den steinigen Weg: Mit jedem neuen Werk erfindet sie eine neue Bildsprache, eine Schlange, die sich beständig häutet. Und die es so der Kunstwelt unmöglich macht, für sie einen Begriff, einen Stil zu finden. Eine Meret ist eine Meret ist eine Oppenheim.

Wie es zur Pelztasse kam? Die Geschichte ist Legende und steht für die Art und Weise, wie Oppenheims Werk entstand: intuitiv, instinktiv, traumgeboren. Inspiriert von den Lehren C. G. Jungs. Seit sie vierzehn Jahre alt ist, führt sie ein Traumtagebuch.

Die Pelztasse also, jetzt in Paris. Um Geld zu verdienen, schneidert sie Armبänder für die Modeschöpferin Elsa Schiaparelli, geschnitte-



«Das Leiden der Genoveva», 1939.



«Abendkleid mit Büstenhalter-Collier», 1968.



«Le déjeuner en fourrure», 1936.

ne, geschliffene und mit Pelz beklebte Metallrohre. Sie trägt den Schmuck, als sie im «Café de Flore» mit ihrer Freundin Dora Maar Pablo Picasso trifft. Man bewundert das Ding, lästert und lacht, da wirft Picasso ein, man könne alles mit Pelz überziehen. Und Meret: «Sicher, auch diesen Teller und die Tasse hier ...»

Als kurze Zeit später Breton sie auffordert, sich an einer Ausstellung surrealistischer Objekte zu beteiligen, kauft sie eine billige Plastiktasse mit Teller und Löffel, sucht sie ein Restchen Pelz ... und die Kunstgeschichte hat ihren Skandal. Eine pelzverbrämte Tasse: das Mirakel einer schockierenden Zwecklosigkeit! Ironische Erinnerungen an heimischen Muff und Mief!

Meret war nach Paris gekommen, um Malerin zu werden. Dabei konnte ihre Schönheit den berühmten Männern nicht entgehen: Breton, Giacometti, Hans Arp, Man Ray, sie werden von Meret angezogen wie die Motten

vom Licht. Für Man Ray stellt sie sich 1934 in der Aufnahme mit dem Druckerpresse-Rad vor die Kamera – ein erotisches Traumbild par excellence, das Weltgeschichte macht. Merets Name bleibt unerwähnt. Ihre Pelztasse mit Löffel, die sie 1936 mit chinesischem Gazellenfell überzieht, sorgt bis nach Amerika für Furore. Doch für die Künstlerin dahinter zeigt man wenig Interesse. Meret verlässt Paris drei Jahre später und zieht zurück nach Basel.

In den USA wird bis heute oft angenommen, dass der Urheber der Tasse ein Mann sei. Die Pelztasse, die Breton in Anleihe an Manets «Déjeuner sur l'herbe» «Déjeuner en fourrure» tauft und die Oppenheims jugendliches Genie in gelebter Freiheit verbrochen hat, wird ihr zum Fluch. Die Pelztasse stellt alles in den Schatten, was Oppenheim im Folgenden in ihrem Freiheitsdrang erschafft. Dabei stellt sie die Forderung: Kunst hat kein Geschlecht.

Als um 1970 die ersten feministischen Debatten öffentlich entfachen, beteiligt sie sich mit grossem Interesse. Ihr Anliegen, dass sich Frauen die Freiheit, die sie meinen, selbst nehmen müssten und nicht darauf warten sollten, bis man sie ihnen gibt, trifft jetzt auf Widerhall.

«Seltsame Züchtung»

Zu ihrem 70. Geburtstag hält sie an der ETH Zürich eine Rede zum Thema «Wissenschaft und Künste – Gegensätze und Identitäten» mit dem folgenden Schluss: «Wenn der Geschlechterkampf ein unbekanntes Wort ist, weil die auch in den Männern vorhandenen, als weiblich bezeichneten Eigenschaften – Gefühl, Gemüt, Intuition – voll eingesetzt werden [...], dann werden Dichtung und Künste von selbst wieder ihre Plätze einnehmen.»

Oppenheim setzt sich für die Sache der Frau ein, doch sie wehrt sich entschieden gegen die Idee, es gäbe «weibliche Kunst». Um der Gefahr einer erneuten, wenn dieses Mal auch freiwilligen Ausgrenzung der Kunst von Frauen zu entgehen, lehnt sie es ab, an Frauenkunst-Ausstellungen teilzunehmen. Ihren Geschlechts-genossinnen, die der Ansicht sind, sie hätten ein spezifisch weibliches Werk geschaffen, hält sie entgegen: «Der Geist ist androgyn.»

Sie selbst wird in den letzten Lebensjahren immer mehr zur öffentlichen Person, eine Rolle, die sie nicht ohne Ironie übernimmt. Der Höhepunkt ist ihre Rede anlässlich der Verleihung des Basler Kunstpreises 1975. Oppenheim ruft Frauen auf, der Gesellschaft durch unkonventionelle Lebensweise die Ungültigkeit von Tabus vor Augen zu führen, denn: «Die Männer sind eine ebenso seltsame Züchtung und, wie die Frauen, ein Zerrbild dessen, was sie sein könnten.» Meret Oppenheim wird zum Rollenmodell einer Existenzform, zur Identifikationsfigur und zum Sehnsuchtsbild. Unschätzbare dazu beitragen wird 1982 ihre erste Biografie, Bice Curiger, mit ihrem Buch «Meret Oppenheim. Spuren durchstandener Freiheit».

«Merets Funken. Surrealisten in der zeitgenössischen Schweizer Kunst» nennt sich die Ausstellung im Kunstmuseum Bern, die der Unbequemen eine Hommage ausrichtet. Dabei ist die entscheidende Erkenntnis Grundlage des Unternehmens: Oppenheim ist nicht einem Stil oder einer Bewegung, sondern primär sich selbst treu geblieben. Und vieles, was in der zeitgenössischen Kunst heute üblich ist – Interdisziplinarität, thematische und formale Vielfalt –, ist in Oppenheims Werk bereits angelegt.

Diesen Ansatz verfolgt die Kuratorin Kathleen Bühler, und das ist gut so. Es wird also nicht darum gehen, die Oppenheim wieder an alte Surrealisten-Bande anzubinden, von denen sie sich zeitlebens mit Zähnen und Klauen zu befreien versuchte. Obwohl Bühler die Meinung einiger anderer Kunsthistoriker teilt, dass diese Bande doch sehr viel enger, aber auch widersprüchlicher waren, als es die Künstlerin selbst wahrhaben wollte. Um das Dilemma auszuräumen, unterscheidet man in Bern nun zwischen dem «historischen» Surrealismus gemäss André Breton und dem «ewigen» Surrealismus, der in allen Epochen auftritt und das Abstruse, Skandalöse, Irrationale vertritt. Man spricht von «Surrealisten» – im Plural.

Doch eine Frage bleibt unbeantwortet: Weshalb konnte sich Oppenheim in der Avantgarde-Bewegung des Surrealismus nicht durchsetzen? Hatte nicht der Surrealismus-Mitbegründer, der Schriftsteller Louis Aragon, die Frau sogar als «Zukunft der Menschheit» besungen? Hatte sich nicht just der Surrealismus als moderne Geistesströmung Europas in einzigartiger Weise mit der Frau befasst, ihr gehuldigt und sich für ihre Rechte eingesetzt?

Tatsache ist: Die realen Frauen der Surrealisten hatten neben deren Weiblichkeitsmodellen und -manifesten keine Chance. Vorstellung und Realität waren alles andere als deckungsgleich. Simone Breton, Andrés Frau, sass jahrelang für die Surrealisten an der Schreibmaschine, sie musste erst ihren Mann verlassen, um sich entfalten zu können. Und Gala, mit dem surrealistischen Dichter Paul Eluard verheiratet, musste erst Dalí als Künstler erfinden sozusagen, um dann als seine Muse in der Öffentlichkeit Gehör zu finden.

Die Surrealisten waren Romantiker, keine Frage, bürgerliche, misogyne Romantiker sogar. Meret Oppenheim war auch Romantikerin, doch auf ihre Weise. Sie war vor allem eine Frau, die sich unbeliebt machte, weil sie buchstäblich aus der ihr zugedachten Rolle fiel. Sie forderte die radikale Subjektivität und die geistige Freiheit der Kunst. Ihr Traum war zu früh, doch er lebt fort als ihr grosses Vermächtnis.

Merets Funken. Surrealisten in der zeitgenössischen Schweizer Kunst. Kunstmuseum Bern, bis 10. 2. 2013. In Erinnerung an die Künstlerin vergibt das Bundesamt für Kultur jährlich den renomierten Kunstpreis «Prix Meret Oppenheim». Die Preisträger 2012 sind die Kuratorin Bice Curiger, die Künstlerin Niele Toroni sowie der Landschaftsarchitekt Günther Vogt.

Jazz

Brasilianisches Antidepressivum

Von Peter Rüedi

Bin ein bisschen deprimiert», schreibt mir ein alter Freund aus Brasilien, «muss meine Reise in die Schweiz deshalb verschieben.» Was mich insofern verwundert, als ich bisher der Meinung war, ein bisschen deprimiert gehe so wenig wie ein bisschen schwanger, entweder sei man es ganz oder nicht. Wie immer, dem Manne kann geholfen werden. Das müsste er besser wissen als ich, ist doch das probate Mittel gegen Depressionen aller Art eine Erfindung seiner Wahlheimat. Brasilianische Musik (Choro, Samba, Bossa nova) im Allgemeinen, die Musik der Sängerin und Pianistin Tania Maria im Besonderen treibt alle Vampire in die Flucht und brächte noch einen Februartag in, sagen wir: Uzwil oder Castrop-Rauxel zum Strahlen.

Frau Maria ist inzwischen das, was man eine ältere Dame nennt, aber das vergisst man bei ihren Live-Auftritten nach den ersten paar Takten. Bei Aufnahmen auf Tonträgern, so bei ihren jüngsten mit dem lapidaren Titel «Canto», nimmt man es schon gar nicht wahr. Sie sind von einer sprühenden Intelligenz, einer generösen Emotionalität, einer farbigen Lebensfreude. Der kann sich deshalb keine und keiner entziehen, weil dabei immer auch die dunkleren Tinten der Melancholie durchscheinen (nichts ist bekanntlich schwerer zu ertragen als ein gnadenlos gutgelaunter Mensch). Maria ist zu brilliant, um Sentimentalität, zu emotional, um artistischen Leerlauf aufkommen zu lassen. Als Sängerin mit ihrem rauhen, aber biegsamen Alt (*a jazz voice!*); als Pianistin mit haarsträubenden Vorhalten, unerwarteten Harmoniewechseln, funkeln den Girlanden; vor allem aber im Zusammenklang von beidem: in den makellosen Unisono-Parallelführungen von Vokal- und Pianolinien und im Gegensatz von beidem.

Die CD enthält zwei Sessions: eine aus São Paulo mit einer fabelhaft beweglichen brasilianischen Combo (bemerkenswert vor allem ein Posaunist namens Gó do Trombone) und eine gelegentlich etwas kommerziellere aus Paris (das Vokal-Trüppchen Coro Copacabana wäre nicht de rigueur). Was soll's. Die Grande Dame fegt auch diese Bedenken weg.



Tania Maria: Canto. Naïve NJ622711

Die Vagina-Chroniken

Mit ihrem neuen Buch wollte Naomi Wolf ein Standardwerk über weibliche Sexualität schreiben. Stattdessen verärgert sie Frauen weltweit. *Von Beatrice Schlag*

Wenn eine prominente Feministin ein Buch mit dem schreienden Titel «Vagina» schreibt, sollte es besser gut sein. Der Widerwille fängt schon an, wenn man es im Buchladen nicht findet. Zumindest in den USA liegt es nicht bei den Neuerscheinungen am Eingang, wo man das meistdiskutierte Buch der letzten Wochen vermuten würde. Auch in den Regalen «Sexualität» und «Feminismus» steht es nicht. Also muss man danach fragen. Und es ist nicht so, dass man mit dem Wort vor Fremden gern um sich wirft.

Genau deswegen hat Naomi Wolf ihr Buch so genannt. Der Titel poltert in den Köpfen. Ihre Erklärung liest sich frauenfreundlicher: «Da das Wort tabuisiert, mit negativen Assoziationen verbunden, mit Scham besetzt oder klinisch verwendet wird, ist es wichtig, es zurückzuerobern.» So wichtig, dass die Autorin beschlossen hat, das gesamte primäre Geschlechtsteil der Frau Vagina zu nennen, obwohl es eigentlich lediglich dessen inneren Teil bezeichnet. Darüber kann man streiten, aber das ist bei der Lektüre das kleinste Problem. Wenn sie von der Vagina zur tantrischen «Yoni» wechselt und schliesslich beim «Feld der Göttin» landet, das vom Mann geehrt werden soll, wird man skeptischer. Aber selbst das ist hinzunehmen. Naomi Wolf war noch nie eine subtile Schriftstellerin, aber einmal für kurze Zeit eine mit interessanten Ideen.

«Der richtige Mann»

Das ist nicht mehr so. Die These von «Vagina» lautet: «Wenn Frauen wirklich frei sein wollen, müssen sie verstehen, wie die Natur uns gemacht hat: anhänglich und abhängig von Liebe, Beziehung, Intimität und dem richtigen Eros durch den richtigen Mann.» Vor allem Letzteres, denn «die Vagina ist nicht nur mit dem Gehirn verbunden, sondern auch Teil der Seele, ein Tor zu Selbsterkenntnis und Selbstsicherheit». Man könnte auch sagen, eine Frau sei ihre Vagina. Das haben Männer, die den Frauen nicht sonderlich gut gesonnen waren, auch jahrhundertlang behauptet.

Naomi Wolf hat die Seiten nicht gewechselt. Die Amerikanerin hatte 1991 mit 27 Jahren in dem damals wirklich aufregenden Buch «Mythos Schönheit» aufgezeigt, wie mit dem zunehmenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg der Frauen der Druck immer grösser wird, dass sie auch schön sind oder zumindest untadelig gepflegt sind. In den fast zwanzig Jahren seither ist es Frauen selbstver-

ständig geworden, für ihre Schönheitspflege eine zusätzliche Arbeitsschicht einzulegen: Maniküre, Pediküre, Haarpflege, Haarentfernung, Peeling, Bikini-Zone, Fitness-Klub, Styling, Make-up. Wolfs erstes Buch ist möglicherweise heute aktueller als damals.

Sie fühlte sich wie in einem Horrorfilm

«Vagina» ist es nicht. Denn dass Naomi Wolf inzwischen die Neurowissenschaften entdeckt hat und sie zum neuen Massstab für Erkenntnisse über die weibliche Sexualität erhebt, ist nicht aufregend, sondern recht veraltet. Es zeigt nur, wie unkritisch eine schnell berühmt gewordene Autorin, die offensichtlich wenige wissenschaftliche Studien liest, eigene Erfahrungen mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen verwechselt. Denn leider ist sie nicht sorgfältig genug, neurowissenschaftliche Entdeckungen exakt zu lesen. Es sind wichtige, aber kleine Steinchen in einem Mosaik, das noch weit entfernt ist, ein klares Bild abzugeben. Naomi Wolf pickt die Steinchen, die zu ihrer Biografie passen, und macht daraus ein Bild mit dem Anspruch, für alle Frauen zu reden. Das ist anmassend. Nichts gegen Anmassung, wenn sie froh provoziert, aber Wolf hat keine Spur von Humor und Selbstironie. Ihre kühnen Behauptungen machen im besten Fall perplex.

Anlass für das Buch war, dass der Autorin der Orgasmus abhanden kam. Sie war in einer glücklichen Beziehung mit einem sexuell offenbar sehr begabten Mann und genoss Höhe-

Anlass für das Buch war, dass der Autorin der Orgasmus abhanden kam.

punkte, die sie als Mischorgasmen zwischen klitoral und vaginal bezeichnet. Danach, schreibt sie, sei sie jeweils energiegeladener, besser gelaunt und gesprächiger gewesen als zuvor, die Farben seien lebhafter geworden, sie habe sich ein paar Stunden lang mit allem und allen verbunden gefühlt. Plötzlich sei dieses Hoch nach dem Orgasmus verschwunden. Ihre klitoralen Orgasmen seien immer noch so erfreulich gewesen wie zuvor, aber emotional sei danach nichts geblieben. Sie fühlte sich wie in einem Horrorfilm, ihre Gefühle wurden tauber. Die Erfahrung machte sie so verzweifelt, «dass ich mit dem Universum zu verhandeln begann: Wenn Gott oder irgendjemand, der mich hörte,



Wirbelsäule drückte auf den Beckennerv: Autorin

mich heilen würde und ich dabei etwas lernen könnte, würde ich darüber schreiben, wenn die Chance da war, dass ich damit auch nur einem Menschen helfen konnte.»

Ein Spezialist diagnostizierte, dass ihre Wirbelsäule auf den Beckennerv drückte und zur Unempfindlichkeit ihrer Vagina geführt habe. Der Arzt erklärte ihr, «wie Genitalien mit dem unteren Rückenmark kommunizieren, das sich dann seinerseits mit dem Gehirn verbindet». Dass die Sensibilität ihrer Klitoris unbeschadet sei, sei reiner Zufall: Jede Frau sei neuronal anders verdrahtet. Bei manchen seien die Nerven in der Vagina intensiv verästelt, bei anderen in der Klitoris oder im Damm. «Ich fiel fast vom Untersuchungstisch», schreibt Wolf, «das war also der Grund für klitorale oder vaginale Orgasmen? Neuronale Verbindungen? Nicht Erziehung, weibliche Schuldgefühle, Verklemmtheit oder sexuelle Ungeschicklichkeit?» Der Arzt bestätigte, das sei der Grund, warum die sexuellen Reaktionen von Frauen völlig unterschiedlich seien.

Nach einer Operation kehrten Naomi Wolfs gewohnte, farbenfrohe und in ihren Worten existenzielle Orgasmen zurück, und sie fühlte sich angehalten, die Kulturgeschichte der Unterdrückung der Vagina unter besonderer Berücksichtigung neurowissenschaftlicher Er-



Wolf.

kenntnisse niederzuschreiben. Was dabei auf der Strecke blieb, war die Bemerkung des Arztes über die sexuelle Unterschiedlichkeit von Frauen.

Die Kritikerin der *Los Angeles Times* schrieb, «Vagina» sei «eine ziemlich schlechte Nachricht für alle, die eine haben. Das Buch sagt, Frauen seien weder ein Ganzes noch die Summe ihrer Einzelheiten, sondern eigentlich nur ein einziges Teil.» In der *New York Review of Books* schrieb Zoë Heller, Wolfs Buch sei «ein ziemlich schäbiges Machwerk, voll von kindlichen Verallgemeinerungen und farblosen feministischen Reflexionen». «Gott sei Dank können Vaginen nicht lesen», spottete die «Kritikerin der Nation», «sie würden sich krümmen.»

Im *New Yorker* fragte Schriftstellerin Ariel Levy, ob es zu weit gehe, festzustellen, dass Naomi Wolfs Buch, das eindeutig demselben Bereich erotischer Fantasien angehöre wie die Bestseller-Trilogie «Shades of Grey», nicht selber auch eine Art Pornografie sei. *The Daily Beast* geisselte die Autorin vor allem für ihre Tantra-Begeisterung: «Sie ging nicht nach Indien, sondern zum Workshop eines ehemaligen Londoner Investmentbankers, der nun als Vaginalmasseur in Manhattan arbeitet. Obwohl sie ihn nicht an ihre Yoni liess, wurde sie eine Anhängerin. Das ist, wie wenn man nach einem Karatekurs im YMCA

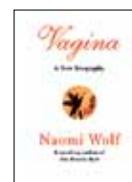
für die japanische Kaiserkultur schwärmt. Wendy Doniger, eine der eminentesten westlichen Gelehrten zum Thema indische Kultur, schrieb, es gebe keinerlei Hinweise, dass tantrische Frauen ebenbürtige Partnerinnen gewesen seien. Tantrische Rituale seien weitgehend auf den Lustgewinn von Lingams, nicht von Yonis ausgerichtet.» Lingam ist die Sanskrit-Bezeichnung für den männlichen Genitalbereich.

Harsche Kritik

In der Schweiz war das Interesse an «Vagina» nicht weniger gross als im Ausland und die Kritik genauso harsch. «Wolf beschreibt sexuelles Verlangen so», schimpfte die Politologin Regula Stämpfli in der *Basler Zeitung*, «als würde es sich dabei um eine neurologisch und hormonell gesteuerte Sanitärinstallation handeln. Die heutige Lustfeindlichkeit nährt sich genau aus der amerikanisch inspirierten Fixierung auf Biologie, auf die Gesundheit, auf den Menschen als gut geölte Maschine. Dieser Reduktion unterliegt auch Naomi Wolf. Der Fehlschluss ist ihr nicht zu verzeihen. Sie schreibt damit Frauen und Männer hinter die Aufklärung zurück.» Im *Magazin* führte Michèle Roten zu «Vagina» ein achtseitiges Interview mit einer Sexualwissenschaftlerin, einer Gynäkologin und einer Tantra-Masseurin, in dem

kaum Sympathie für die Autorin aufkam. Einzig die NZZ hielt Naomi Wolf zugute, dass sie «in Zeiten, in denen Sex als Hochleistungssport perfekt trainierter Körper propagiert oder gleich ins Internet verlegt wird, mit ihrem flammenden Plädoyer für eine weniger eindimensionale Betrachtung der weiblichen Sexualität nicht ganz danebenliegt».

Es war nicht die von Männern gern vermutete Stutenbissigkeit, die die Kritiken so überwiegend gnadenlos machte. Es war die Enttäuschung. Das Thema weibliche Sexualität, ob als Vagina, Vulva, Pussy oder Dreieck betitelt, ist im Alltag noch immer unbeackert und vielen peinlich. Frauen wissen das, Männer wissen es noch besser. Es fehlen nicht nur die Wörter, die man unbefangen sagen könnte. Es fehlt vor allem der Mut, etwas anzusprechen, worüber das Gegenüber nach Möglichkeit nicht reden will. Deswegen erregt Naomi Wolfs «Vagina» so viel Aufsehen. Aber das Buch, das viele erhofften, ist noch nicht geschrieben.



Naomi Wolf: Vagina. Little, Brown Book Group, 400 S., Fr. 29.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Amour	★★★★★
	Regie: Michael Haneke	
2	De rouille et d'os	★★★★☆
	Regie: Jacques Audiard	
3	Arbitrage	★★★★☆
	Regie: Nicholas Jarecki	
4	Looper	★★★★☆
	Regie: Rian Johnson	
5	Hope Springs	★★★★☆
	Regie: David Frankel	
6	Savages	★★★★☆
	Regie: Oliver Stone	
7	The Bourne Legacy	★★★★☆
	Regie: Tony Gilroy	
8	Asterix & Obelix: Im Auftrag ...	★★★★☆
	Regie: Laurent Tirard	
9	Taken 2	★★★★☆
	Regie: Olivier Megaton	
10	A. Lincoln: Vampire Hunter	★★★★☆
	Regie: Timur Bekmambetov	

Kinozuschauer

1 (1)	Madagascar 3 (3-D)	19086
	Regie: Eric Darnell	
2 (-)	Paranormal Activity 4	11397
	Regie: Henry Joost, Ariel Schulman	
3 (2)	Taken 2	8489
	Regie: Olivier Megaton	
4 (3)	Looper	7928
	Regie: Rian Johnson	
5 (-)	Asterix & Obelix: God Save Britannia	7201
	Regie: Laurent Tirard	
6 (4)	Savages	6846
	Regie: Oliver Stone	
7 (5)	Arbitrage	5796
	Regie: Nicholas Jarecki	
8 (6)	Hope Springs	4637
	Regie: David Frankel	
9 (7)	Amour	3391
	Regie: Michael Haneke	
10 (8)	Step Up: Miami Heat (3-D)	2770
	Regie: Scott Speer	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Snow White and the Huntsm. (Universal)
2 (2)	Intouchables (TBA)
3 (3)	Men in Black 3 (Sony)
4 (4)	Der Diktator (Rainbow)
5 (8)	Lockout (Rainbow)
6 (5)	Mirror, Mirror (Ascot Elite)
7 (7)	Dark Shadows (Warner)
8 (6)	The Avengers (Disney)
9 (9)	Piranha 3DD (Ascot Elite)
10 (10)	The Cold Light of Day (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Eine Maschine als Kontrolleur? Frank (Frank Langella).

Kino

Die glorreichen zwei

Ein Roboter und ein dementer Senior werden dicke Freunde – und das hat Folgen. «Robot & Frank» ist der originellste der Seniorenfilme. Von Wolfram Knorr

Nur einen Blick voller Abscheu – wie ein Giftpfeil – hat Frank für seinen Sohn Hunter übrig, der ihm rät, in ein Seniorenheim zu gehen. Wie ein Monument der Altersverleugnung und der Freiheit thront er in seiner häuslichen Unordnung und empfindet den Vorschlag des Filius als Kränkung, Zumutung, Beleidigung, Ungeheuerlichkeit. Frank, Ex-Fassadenkletterer und Juwelendieb, ein erratischer Sturkopf, ist ein Don Quichotte, der gegen die Vergänglichkeit ankämpft. Eine Realität, gegen die er – wie gegen die moderne Technik – aufbegehrt.

Als Hunter dem Widerborstigen als Alternative einen Pflegeroboter aufnötigt, damit der wenigstens das Haus sauber hält, den Kühlschrank mit gesunder Kost füllt und überhaupt auf den Alten aufpasst, wird Frank fuchsteufelswild ob des Blechdings, das ihn bevormunden soll. Eine Maschine als Kontrolleur? Hat der Sohn sie noch alle? Bald aber dämmert es Frank, der im nahen Städtchen regelmässig die Bibliothekarin der Stadtbücherei besucht und miterleben muss, wie die Bibliothek digitalisiert wird, dass der Roboter, den er verächtlich «Robot» nennt, auf sein Wohlergehen programmiert, ihm auch helfen müsste, seine alte Profession wiederaufzugreifen: Juwelen zu stehlen.

«Robot & Frank», das Spielfilmdebüt des Werbe- und Musikvideo-Machers Jake Schreier, ist eine wundersam leichtfüssige, intelligente Melancholie-Komödie über das Altern, über Gedächtnisverlust und Fortschritt.

Beschwingt und sanft ironisch erzählen Autor Christopher D. Ford und Regisseur Schreier von einem Senior, der zwischen Demenz, Familienfürsorglichkeit und Moderne seine Würde zu wahren versucht. Frank, mit quecksilbriger Präsenz von Frank Langella («Frost/Nixon») hinreissend verkörpert, ist die Leuchtkraft, um die, wie Trabanten, Sohn Hunter (James Marsden), Tochter Madison (Liv Tyler), Bibliothekarin Jennifer (Susan Sarandon), der Schnösel Jake (Jeremy Strong) und ein Detektiv (Jeremy Sisto) ihre sehr unterschiedlichen Interessenkreise ziehen: Hunter will nur das Beste, mit moderner Technik; Madison, Umweltaktivistin, will keinen Sklaven der Technik als Vater; Jake wird von Frank und Robot bestohlen, worauf dieser Frank der kriminellen Unverbesserlichkeit bezichtigt. Nur die Bibliothekarin Jennifer, seit dreissig Jahren geschieden, hat andere Gründe, warum sie Frank mit zärtlicher Distanz begegnet.

«Robot & Frank» spielt in einer nicht näher benannten Zukunft, ist aber trotzdem kein üblicher Science-Fiction-Film. Gadgets fehlen, bis auf die Roboter im Seniorenheim, die

die Altenpflege verrichten, und Franks namenloser Buddy, eine sprechende humanoide Maschine (Peter Sarsgaard gibt ihr die Stimme). Wenn die glorreichen zwei ihre Waldspaziergänge machen – der stelzige Roboter als besorgter Weiser und Frank als bockig-grummelnder Haarspalter –, gibt es keinen Grund, die moderne Technik zu verteufeln. Ihr ist es zu danken, dass in Frank die Erinnerungen wieder wach werden; und die braucht man, um ein Mensch zu sein. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Opération Libertad — Junge Revoluzzer, die «Groupe autonome révolutionnaire» (GAR), überfallen eine Zürcher Bankfiliale, in der ein Agent aus Paraguay Schwarzgeld deponiert. Der Überfall soll spektakulär die Verbindung von Schweizer Banken mit lateinamerikanischen Diktaturen öffentlich machen. Doch der Coup, von einem Mit-Aktivist gefilmt, scheitert jämmerlich. Der Agent wird als Geisel genommen. Was sich unter den Revoluzzern in ihren wechselnden Verstecken abspielt, wie ihre Solidarität und ihr politischer Furor erodieren, erinnert phasenweise an Sartres «Huis clos». Das Aneinandergekettet-Sein wird zur Hölle und zerreisst die Solidarität. Die Medien schweigen über den Überfall und würgen zusätzlich den revolutionären Traum ab. Nicolas



Beeindruckend: «Opération Libertad».

Fragen Sie Knorr

Welcher ist Ihrer Meinung nach der beste John-Hughes-Film? L. M., per E-Mail



Seine kreativste Phase hatte der leider vor drei Jahren 59-jährig verstorbene Hughes in den 80er Jahren. Der *National Lampoon*-Schule entstammend – jener Satirezeitschrift, die in den siebziger Jahren so erfolgreich war, dass Hollywood Komödien danach benannte –, drehte er wunderbare Grotesken wie etwa «Planes, Trains & Automobiles» (1987). Sein bester Film bleibt aber für mich

Wadimoff («Aisheen») lässt den Geist vergangener Zeiten wieder aufleben und porträtiert mit Vitalität und Tempo und wechselnden Stilelementen das Verhalten der politischen Gesinnung, die äusserem Druck nicht standhält und in Misstrauen, Hysterie und Eifersüchteleien zerfällt. Der Auflösungsprozess ist beeindruckend. ★★★★★☆



Schwirren und flirren: «Hotel Transylvania».

Hotel Transylvania — Animationsfilme machen Kasse, folglich wird wild gedreht, zunehmend aber unter Verzicht auf solide Drehbücher. Hauptsache, es schwirrt und flirrt und krawallt kunterbunt und schräg über die Leinwand wie hier im Hotel Draculas, und dann noch in 3-D. Mit Wehmut denkt man an Pixars «Monster AG». ★★☆☆☆

Marina Abramovic – The Artist Is Present — Die Radikal-Aktionskünstlerin («grandmother of performance art»), die vor allem ihren Körper zum Einsatz brachte (und Lady-Gaga-Shows inspirierte), machte zuletzt im Museum of Modern Art mit der Installation zweier einander gegenübergestellter Stühle Furore. Auf dem einen sass sie und auf dem anderen wechselnde Besucher, für einen «direkten Energiedialog» (Abramovic). In Matthew Akers' Dok-Film wirkt sie wie ein Guru mit irr beseelten Glaubenshörigen. Nur was für Hardcore-Aktionskunst-Anhänger. ★★☆☆☆

«The Breakfast Club» (1985), eine subtile Teenager-Komödie. Die Highschool-Kracher-Welle à la «American Pie», die später folgte (und sich auf Hughes berief), erreichte nie mehr die Qualität von «The Breakfast Club» und seines Regie-Debüts «Sixteen Candles» (1984). Sein grösster Kommerz-Erfolg (als Produzent und Autor) wurde «Home Alone» («Kevin – Allein zu Haus»). Leider wird der Film bis heute unterschätzt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Hunde und Politik

Von Rico Bandle

Nik Hartmanns mittlerweile verstorbene Hündin Jabba machte die «SF bi de Lüt»-Reihe zur erfolgreichsten Eigenlancierung der SF-Unterhaltungsabteilung der letzten zehn Jahre. Das volksnahe Format gibt es in mehreren Variationen und konnte sogar ins Ausland verkauft werden; seine Erfindung ist wohl die grösste Errungenschaft der einstigen Fernsehregisseurin Ingrid Deltenre und ihrer Unterhaltungschefin Gabriela Amgarten – ihre Nachfolger zehren noch immer davon.

Nun möchte auch die SF-Politabteilung an der «SF bi de Lüt»-Erfolgsgeschichte teilhaben: Eine «Arena vor Ort» soll den Quotenschwund der einst so erfolgreichen Sendung stoppen. Einen Hund kann man bei einer Politdiskussion schlecht als Publikumsmagnet einbauen, also hat man sich etwas anderes überlegen müssen: Ähnlich wie das Kamerakind aus der legendären Kindersendung «1, 2 oder 3» darf bei der «Arena vor Ort» ein Laie eine Kamera halten, allerdings ein Erwachsener. «Ich habe in der freiwilligen Feuerwehr Zug etwa zwanzig Jahre im Videoteam mitgemacht», sagt der Mann, worauf sich Moderatorin Sonja Hasler nach einem kurzen Stottern zum frechsten Spruch ihrer Fernsehkarriere hinreissen lässt: «Dann sind Sie zuständig für die wirklich heissen Bilder heute Abend.» Manche Dinge möchte man lieber überhört haben.

So unpassend wie dieses erwachsene Kamerakind mit seinen überbelichteten Bildern ist die ganze Anlage: Die erste «Arena vor Ort» findet im Bahnhof Zug statt – als ob eine von hektischen Passagieren durchströmte Halle ein Ort der politischen Diskussionen wäre. Einige Dutzend «Bürgerinnen und Bürger aus dem Volk» (Hasler) stehen etwas verloren herum, klagen vor laufender Kamera darüber, dass in den Zügen die Abfallkübel fehlen würden, und schauen eine Diskussion, die sich von einer normalen «Arena» kaum unterscheidet (FDP-Präsident Philipp Müller: «Jetzt eifach emol zuelose, Toni!»). Und das eineinhalb Stunden lang.

Wie schön war es doch einst, der Hündin Jabba beim Wandern zuzuschauen!

Arena vor Ort: Freitag, 22.20 Uhr, SF 1

Verhaltensauffällig

Das Promi-Paar Walter und Irina Beller dominiert mit dem Wiener Baulöwen Richard Lugner den Kispi-Ball. Von *Hildegard Schwaninger*



Grossoffensive am Feuerwehrball: Walter und Irina Beller, Jacqueline und Richard Lugner (v.l.).

Die Bellers schaffen es immer wieder, in die Schlagzeilen zu kommen. Am Kispi-Ball im Hotel «Baur au Lac», dem Ball zugunsten des Zürcher Kinderspitals, wurden Journalisten, Fotografen und Kameraleute von den Organisatoren ausdrücklich gebeten, das verhaltensauffällige Party-Paar **Walter und Irina Beller** nicht ins Blickfeld zu rücken. Es könne andere Leute davon abhalten, in Zukunft an diesem Ball zu erscheinen. Medienschaffende sind von Natur aus nicht folgsame Leute, und so waren es prompt die Bellers, die am Morgen danach die fettesten Schlagzeilen einheimsten und auch am Fernsehen minutenlang omnipräsent waren.

Menschen wie die Bellers, die sich vor allem über ihr Geld identifizieren, sind den meisten Ballbesuchern fremd (es waren Politprominenz und viele hochkarätige Mediziner da), und so waren die Bellers froh, dass sie sich wenigstens einen Menschen mitgebracht hatten, der sich mit ihnen unterhalten wollte. Das Wiener Opernball-Faktotum **Richard Lugner**, vulgo «Mörtel», weil er mit Bauen sein Geld verdient, und berühmt dafür, sich mit blutjungen Frauen abzugeben. Die sehr junge Frau an seiner Seite war diesmal nicht Paris Hilton, die er auch schon an den Wiener Opernball schleppte (für eine mehrstellige Euro-Summe), sondern seine 18-jährige Tochter **Jacqueline**. Neben ihrem 80-jährigen

Vater und der ich-bezogenen Frau Beller machte sie nicht den Eindruck, als würde sie sich sehr amüsieren. Klartext: Sie schien sich kolossal zu langweilen. Mister «Mörtel» Lugner war von den Bellers eingeladen, die er vorher nie gesehen hat. Er bewohnte im «Baur au Lac» eine Suite, und natürlich wurde er mit dem hoteleigenen Rolls-Royce vom Flughafen ins Hotel gebracht. An die Brust hat sich der «Mörtel» einen riesigen Orden geheftet, der ausgezeichnet zum Diadem (Swarovski-Diamanten) von Irina Beller passte. Sie sah aus, als



Grosszügig: Margarita Louis-Dreyfus (2.v.l.).

plane sie eine Grossoffensive am Feuerwehrball. So landeten die Bellers genau den Coup, den sie wollten: Sie beherrschten die Boulevardberichterstattung über den Kispi-Ball

(ganz nebenbei: es kamen 500 000 Franken zusammen).

Man weiss ja nie, wie reich jemand wirklich ist (und soll und will es auch nicht wissen), dass aber am Kispi-Ball mindestens die Hälfte der Gäste mehr Geld hat als die Bellers, war offensichtlich. Das ist das eigentlich Peinliche an der *never-ending* Beller-Show: Dass sie als megareiche Schweizer hingestellt werden, aber so vermögend vermutlich gar nicht sind. Soviel man am Fernsehen sieht, wohnen sie in einer Attikawohnung in einem Reihnhaus, und wenn sie mit der Dom-Pérignon-Flasche in die Kamera winken, nun ja: Breiten wir den Mantel des Schweigens über so viel Peinlichkeit.

Unter den Gästen sah man **Margarita Louis-Dreyfus**, die das riesige Unternehmen Louis Dreyfus verwaltet und Hauptaktionärin des Fussballklubs l'Olympique de Marseille ist, Gastrounernehmer **Martin Candrian** mit Frau **Marga**, Sohn **Patrick Candrian** und Schwiegertochter **Sonia**, Immobilien-Krösus **Urs Ledermann**, Unternehmer **Sergio Vassalli** mit **Sandra**, **Oliver Wolfensberger** von Peach Property mit Freundin **Olivia Fischer**, **Christophe R. Gautier**, Erbe der Handelsfirma Siber Hegner, heute DKSH, mit Ehefrau **Corinne Gautier**, die jahrelang Ladies' Captain im Golfclub Zumikon war.

Die Bellers hätten ja ein ganz passables Society-Paar sein können (auch in der Society ist Platz für viele): Der Selfmade-Mann aus dem Arbeiter-



Amüsiert: Olivia Fischer, Oliver Wolfensberger.

viertel und die publicity- und putzsüchtige Ukrainerin. *So what?* Durch ihre billigen Auftritte («Schaut mal, was wir haben!») sind sie zu RTL-Prominenz abgesunken und provozieren heute nicht mal mehr Neid, sondern eher Mitleid.

Der fantasievollen Irina wird für den nächsten Auftritt sicher wieder etwas einfallen, mit dem sie Schlagzeilen macht. Auf dass die Bellers nicht in den Status sinken, der manche Leser freuen würde: dass man sie nicht einmal ignoriert.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Versteigerung

Unser Kolumnist urteilt streng über Reisetipps im Internet. Und erzählt vom Kunstkaufen auf interessante Art.

Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Ibiza, von wo ich mit dem letzten direkten Air-Berlin-Flieger des Jahres zurückkehrte. Mit anderen Worten, der Sommer ist wirklich *over*, auch auf der Insel. Es war, nur zum Sagen, aussergewöhnlich warm, für die zweite Oktoberhälfte (bis 27 Grad am Tag), und auch die Meerwassertemperatur war noch angenehm. Ausserdem gibt es ein weiteres Restaurant zu empfehlen: das «Pastis». Ich hätte nicht gedacht, dass man in der Stadt Ibiza so gut französisch essen kann; ich empfehle es (auch was das Verhältnis der Leistung zum Preis angeht – zirka 110 Euro für zwei Personen, also eher teuer [ausser man vergleicht mit Zürich beziehungsweise anderen Schweizer Städten natürlich]).

Ein Satz zu Empfehlungen von Restaurants und Hotels im World Wide Web, auf TripAdvisor, Qype und so weiter: Viele Einträge, die man dort findet, sind gefälscht. Das heisst, Bewertungen («Best place for sushi in Europe», «Ich werde auf jeden Fall wieder hingehen») werden oft von Leuten geschrieben, die nie in dem Restaurant oder Hotel assen respektive übernachteten. In der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* (die man bei Air Berlin, nur zum Sagen, umsonst bekommt, neben anderen Zeitungen) stand, «Tester» verkaufen Urteile an Restaurant- und Hotelbetreiber, die *going rate* sei fünf Euro für drei Einträge (Journalismus ist schlecht bezahlt, doch nicht so schlecht). Ein Drittel aller Bewertungen sei erfunden, schätzt ein Kenner des Gegenstands. Darum: Vertrauen Sie MvH, er empfiehlt nur Lokale, die er besuchte (sowie solche von Ge-

schäftsfreunden, die ihn einladen – was aber im Artikel enthüllt wird).

Wofür sich die zweite Oktoberhälfte ausserdem eignet: um Kunstwerke zu ersteigern. Was ich sagen will, zurzeit finden wieder interessante Auktionen statt. Man kann dazu entweder nach New York und London fahren. Oder man kann bleiben, wo man ist, und online mitbieten. Falls man, wie Ihr Kolumnist, Fotokunst mag, zum Beispiel bei Phillips de Pury & Company (mit Simon de Pury, dem Chairman, bin ich ein wenig bekannt). Zuerst muss man sich auf der Homepage des Unternehmens anmelden. Am folgenden Tag oder so erhält man eine Bestätigung, dass man als Bieter angenommen wurde (war bei mir so jedenfalls), und bekommt eine «Paddle»-Nummer.

Vom Lesen der sogenannten «Terms & Conditions», die immer gelten, egal, ob man in dem Zimmer sitzt, wo die Werke versteigert werden, respektive zu Hause vor dem Personal Computer, rate ich ab. Der Inhalt (zum grossen Teil ein Haftungsausschluss) nimmt einem die Freude mitzumachen – darin steht (verkürzt), dass das Auktionshaus in keinem Fall eine Schuld trifft, wenn man etwa für ein Bild viel zu viel bezahlt, weil es sich dabei um eine Fälschung handelt und so weiter. Was man wissen sollte: Zu dem Betrag, den man bietet, kommen noch «Buyer's Premium» sowie in bestimmten Fällen (in Grossbritannien) «Artist's Resale Right». Das heisst, vereinfacht, man zahlt rund 29 Prozent mehr (bis 50 000 Pfund, degressive Staffelung) als den aufgerufenen Preis im Augenblick, in dem der Hammer fällt (Auktionshäuser mögen Champagner-Empfänge nicht selber bezahlen und wollen Geld verdienen ausserdem).

Noch wichtiger: Wer registrierter Benutzer und Inhaber einer «Paddle»-Nummer ist, muss für Werke, die er ersteigert, zahlen (plus Prämie und weitere Zuschläge) in jedem Fall. Ausreden («Ich habe bloss eine kurze E-Mail versandt, während ich noch wartete, dass das Bild, für das ich bieten wollte, drankommt» oder «Die Katze sprang auf die Tastatur») gelten nicht beziehungsweise ändern nichts daran (ich habe, nur zum Sagen, das vorhin Beschriebene gemacht respektive erlebt, als ich für eine Arbeit von Edward Weston bieten wollte). Es geht einem dann, falls kein anderer Teilnehmer mehr bietet, wie es den UBS-Mitarbeitern während des Börsengangs von Facebook ging (die Bank musste Aktien, die sie bestellte, aber angeblich nicht wollte, zu einem hohen Preis kaufen). MvH sagt: ««Send» beziehungsweise «Enter» sind die gefährlichsten Worte der englischen Sprache.»

Die nächste Fotokunst-Versteigerung von Phillips de Pury & Company, nebenbei, beginnt am 8. November, um 4.00 p. m. (GMT). Und die gute Nachricht aus Zürich: Am 16. November kann man bei Sotheby's Vintage-Fotografien ersteigern, an der Talstrasse 83.

Gesellschaft

Sarah, dünn

Von Beatrice Schlag — Die rätselhafte Karriere der Frau Palin.

Vor zwei Wochen gingen Bilder durch die Presse, auf denen Sarah Palin ganz anders aussah, als wie man sie im Fernsehen kannte: brandmager, in engen Jeans und schwarzem Pulli, auf sehr hohen gelben Schuhen mit Keilabsatz. Ihre Lippen sahen voller aus als früher, aber das kann auch am Foto oder am Lippenstift gelegen haben. Sie war mit Tochter Willow beim Einkaufen in Studio City im Norden von Los Angeles, wo Bristol, ihre älteste Tochter, gegenwärtig als Kandidatin von «Dancing with the Stars» vor der Kamera steht.



Bis vor einem Jahr stand die Frage: «Was macht Sarah Palin?» fast täglich in der Zeitung. Was für Pläne hatte Alaskas Gouverneurin, deren plötzlicher und kaum zu erklärender Rücktritt 2009 alle überraschte. Wollte sie Senatorin werden? Präsidentschaftskandidatin? Ihre Antworten waren gezielt ausweichend. Drei Monate später veröffentlichte sie ihre Memoiren, «Going Rogue», die sofort ein Bestseller wurden. Palin packte ihre Familie in einen Bus und ging auf Buchtour. Im Januar 2010 unterschrieb sie bei Fox News für angeblich eine Million Dollar einen Vertrag als politische Kommentatorin, moderierte als Gastgeberin die Fernsehserie «Sarah Palin's Alaska» und trat bei zahlreichen Tea-Party-Veranstaltungen als Sprecherin auf. Niemand zweifelte, dass sie früher oder später in die Politik zurückkehren würde.

Im Oktober des letzten Jahres gab sie bekannt, dass sie am Rennen um die Präsidentschaftskandidatur nicht teilnehmen werde. Danach ging sie irgendwie unter. Man sieht sie noch immer gelegentlich bei Fox News, aber ihre Auftritte werden spärlicher. Angeblich sind ihre Einschaltquoten drastisch gesunken. Ob ihr Vertrag erneuert wird, ist ungewiss. Am Montag nach der letzten TV-Debatte zwischen Obama und Romney drosch sie auf den Präsidenten und «seine falschen Anschuldigungen» ein. Aber ihr Auftritt war so kurz, dass man den Eindruck hatte, er interessiere nicht einmal Fox News. Das Projekt, an dem sie gegenwärtig arbeitet, erzählte Sarah Palin nun dem Klatschheft *People Magazine*, sei ein Buch über Fitness und Selbstdisziplin. Da macht es Sinn, Gewicht zu verlieren.

Im Oktober des letzten Jahres gab sie bekannt, dass sie am Rennen um die Präsidentschaftskandidatur nicht teilnehmen werde. Danach ging sie irgendwie unter. Man sieht sie noch immer gelegentlich bei Fox News, aber ihre Auftritte werden spärlicher. Angeblich sind ihre Einschaltquoten drastisch gesunken. Ob ihr Vertrag erneuert wird, ist ungewiss. Am Montag nach der letzten TV-Debatte zwischen Obama und Romney drosch sie auf den Präsidenten und «seine falschen Anschuldigungen» ein. Aber ihr Auftritt war so kurz, dass man den Eindruck hatte, er interessiere nicht einmal Fox News. Das Projekt, an dem sie gegenwärtig arbeitet, erzählte Sarah Palin nun dem Klatschheft *People Magazine*, sei ein Buch über Fitness und Selbstdisziplin. Da macht es Sinn, Gewicht zu verlieren.

Schau mal, das ist so süss

Von Jürg Zbinden

1 — Götti-Sonnenbrillen werden aus beständigem Edelstahl gefertigt. Für den patentierten 360-Grad-Bügel verwendet Götti einen Spezialkunststoff, der auch in der Luftfahrt zur Anwendung kommt. Dieser Werkstoff ist im Vergleich zu andern Kunststoffen langlebiger. Auch bei den Sonnenschutzgläsern setzt Götti auf Innovation. Die Gläser aus Nylon sind auf der Rückseite mit einer Anti-Reflex-Veredelung versehen. Störendes Licht, welches auf die Rückseite der Gläser trifft, wird dadurch abgeschwächt. Für den Träger ist selbst bei grellem Licht ein angenehmes Sehen möglich. Die Brillenfassungen sind weltweit in über 35 Ländern in mehr als 1200 ausgesuchten Optikfachgeschäften erhältlich. Der empfohlene Verkaufspreis des Modells «Xanadu» beträgt Fr. 290.–.

2 — Zähneputzen ist nach Genuss von Süßem Pflicht. Die neue Zahnbürste «Black Whitening» – der Name ist Programm – der jungen Schweizer Marke Megasmile hellt die Beisserchen mit Kohlepartikeln auf. Die Schwarzbürste ist aus nachwachsenden Rohstoffen gefertigt (der Griff besteht aus hundert Prozent Maisstärke), die äusseren Borstenreihen sind aus Karbonfasern, die kleinste Kohlepartikel enthalten. Wenn sie auf dem Waschtisch liegt, kippt sie nicht mit den Borsten voran in die Wasserpfütze, sondern kommt immer auf den Rücken oder die Schulter zu liegen. Sonst vermeidet er die erste Person Singular tunlichst, aber in diesem Fall macht der Autor eine Ausnahme: Ich liebe die «Black Whitening»! Der Preis: werte Fr. 3.90. Zu beziehen unter www.megasmile.com/shop.

3 — «Maison Cailler», die neue Luxusmarke aus dem Hause Cailler, fertigt auf den individuellen Geschmack zugeschnittene Schokolade. Die personalisierten Pralines werden in Coffrets von ein bis fünf Lagen geliefert – als Assortiments, mit einer einzigen Sorte oder regelmässig auch als Limited Editions. Exklusiv online unter www.maisoncailler.com.

4 — Vor rund einem Jahr wurde «Prada Candy» lanciert, ein femininer Duft, geboren aus der Liebe zu Exzess und Optimismus. Den ersten Geburtstag des Eau de Parfum mit dem modernen Caramel-Akkord feiert Prada mit einer limitierten Collector's Edition. Das EdP enthält 80 ml und kostet um Fr. 141.–. Im Fachhandel.

1



3



2



4



Grundlagenhumor

Von *Andreas Thiel* — Obwohl ich Beda Stadler nicht gefragt habe, ob er diese Antworten so gegeben hätte, bin ich überzeugt, dass er sie unterschreiben würde.

Thiel: Herr Stadler, das Klima droht zu kollabieren, die Wechselkurse lassen sich regulatorisch kaum noch im Zaum halten, das Bankensystem implodiert gerade, die Bevölkerung in den Schwellenländern explodiert, und der Westen droht in ein Schuldenloch galaktischen Ausmasses zu stürzen. Haben Sie als Grundlagenforscher Antworten auf all die Fragen, die hier wie ein Meteoritenschwarm auf uns niederprasseln?

Stadler: Nicht einmal die Astrophysik kann hierzu schlüssige Erklärungen bieten. Auch rings um die Sonne fehlt Materie.

Thiel: Aber mindestens bezüglich der Erderwärmung sollte die Forschung doch langsam verlässliche Antworten liefern können.

Stadler: Ein Klimaforscher erachtet die Theorie einer globalen Erwärmung mittlerweile schon als erwiesen, wenn er nur unter dem Warmluftvorhang eines Warenhauseinganges durchgeht.

Thiel: Was ist mit all den Computersimulationen, anhand derer die Klimaforscher die Zukunft unserer Welt vorherzusagen glauben?

Stadler: Simulatorische Modellrechnungen sind die wissenschaftlichen Geisterbahnen auf der politischen Kirmes der öffentlichen Empörung.

Thiel: Aber zumindest die Frage, ob sich das Klima nun längerfristig tatsächlich erwärmt oder nicht, sollte doch in der Zwischenzeit geklärt sein.

Stadler: Man muss die grösseren Zusammenhänge sehen. Dieser Planet ist grundsätzlich am abkühlen. Und dies wird er noch ein paar Milliarden Jahre lang tun. Es besteht also kein Grund zur Panik.

Thiel: Wieso kann die Wissenschaft denn mittelfristig immer noch keine verlässlichen Prognosen abgeben?

Stadler: Die Wissenschaft stösst in der Praxis immer wieder auf Hindernisse, welche aufgrund von Labormodellen nicht vorhersehbar waren. Das Verhalten von Haifischen beispielsweise ist so schrecklich unerforscht, weil die meisten Haifischforscher gefressen werden, bevor sie ihre Forschungsergebnisse publizieren können.

Thiel: Einige Klimaforscher sind sich aber sicher, in den Schwankungen der Nordatlantischen Oszillation den Beweis für den Klimawandel gefunden zu haben.



Stadler: Das ist wie wenn ein Friedhofsgärtner eine botanisch angehauchte Autobiografie veröffentlicht mit dem Titel «Leben unter den Toten» und es damit versehentlich auf die Bestsellerliste eines Heavy-Metal-Fan-Clubs schafft.

Thiel: Aber dass der Ressourcenverbrauch durch die Industrialisierung der Schwellenländer gerade ins Unermessliche steigt, lässt doch nur Ungutes für die Zukunft unseres Planeten erahnen.

Stadler: In Russland wie in China herrscht eine Art computerisiertes Mittelalter. Was wollen Sie dagegen unternehmen? Einen digitalen Kreuzzug?

Thiel: Können wir denn einfach immer nur zuschauen? Irgendetwas muss man doch tun.
Stadler: Weltverbesserung ist nur die Etikette, welche Politiker auf ihre Flaschen voller Ideen-, Rat- und Inhaltslosigkeit kleben.

Thiel: Sagen Sie mal, Herr Stadler, sehen Sie sich eigentlich eher als Schwarzmalerei oder als Schönredner?

Stadler: Es ist alles eine Frage der Betrachtung. Die Trägheit der Masse kann als das Mitläufertum während der Zeit des Nationalsozialismus angeschaut werden oder als die Grazie tanzender Mönche in den buddhistischen Klöstern Ladakhs.

Thiel: Herr Stadler, ich werde das Gefühl nicht los, dass jedes Mal, wenn Sie etwas erklären, die Sachlage nachher zwar lustiger, aber noch unklarer ist.

Stadler: Das ist das Wesen der wahren Wissenschaft: «Le petit esprit a besoin de l'ordre – le génie s'épanouit dans le désordre.»

Thiel: Der kleine Geist braucht Ordnung – das Genie entfaltet sich in der Unordnung? Herr Stadler, ich danke Ihnen für diese verwirrenden Worte.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist

Chardonnay cool

Von *Peter Rüedi*



Weinprämierungen können ja eine du-biose Angelegenheit sein. Führen sie Verbände mit grossen Mitgliederlisten durch, werden die Medaillen oft mehr nach diplomatischen als nach qualitativen Kriterien verteilt, und dies ziemlich inflationär. Aber es gibt auch ernsthafte und originelle Konkurrenzen, und die Burgunder-Trophy des österreichischen Wine-and-Dine-Magazins *Falstaff* gehört zweifellos dazu. Sie zeichnet, versteht sich, nicht die französischen Grossmeister der Sparte aus, sondern österreichische Winzer, die sich mit burgundischen Sorten befassen.

Zum Beispiel mit der Chardonnay. Die ist ja weltweit wahrlich keine Rarität, wohl aber in Österreich. Da ist ihr Anbau erst seit relativ kurzer Zeit erlaubt – und hat doch eine alte Tradition: Über die Klöster (namentlich die der Benediktiner und Zisterzienser) ist die Nabelschnur zum Burgund seit dem Mittelalter nie abgerissen. Der Champion des Concours 2012 ist ein Aufsteiger aus dem äussersten Osten des Neusiedler Seewinkels, dem hart an der ungarischen Grenze gelegenen Andau: Hannes Reeh. Der gehört zu jener neuen Generation, für die Tradition und ein cooler Auftritt keine Widersprüche sind. Die Linie seiner Spitzenweine, die er «ohne Schnickschnack», Schönungsmittel, Zuchthefen u. a. produziert, nennt er «Unplugged» (analog zur Musik, die ohne Elektronik auskommt). Sein Chardonnay hat nun tatsächlich mit burgundischen Provenienzen dieses Typs mehr gemein als mit dem weltweiten Angebot aus dieser Modesorte (nicht aber den Preis). Reehs poppige Etikette mag etwas gewöhnungsbedürftig sein, der Wein ist es keineswegs: intensiv in der Aromatik (von reifen Melonen über Äpfel bis zu Kräutern), mit saftiger, eher ausladender Chardonnay-Charakteristik. Das Gegenteil von banal oder trivial, einmal abgesehen von einer etwas üppigen Fruchtsüsse (kalt trinken!). Auch bei mir, der ich stärker betonte Säure mag, ruft ein Schluck dem nächsten. Der Wein ist, was einige Kommentatoren mit dem scheusslichen Neologismus «trinkig» meinen. (Ein Index mit den hundert unerträglichsten Vokabeln des «Winespeak» wäre auch mal fällig.)

Hannes Reeh: Chardonnay Unplugged 2011. 14%. Secli Weinwelt, Buchs SG. Fr. 19.80. www.secli-weinwelt.ch

**Jetzt
exklusiv für
Weltwoche-
Leser!**



Als Abonnent/-in
der Weltwoche
jetzt TV-Star

CHF 60.-
günstiger.

**TV-Star –
Ihre Schweizer Fernseh-Stars**

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

**Jetzt bestellen und
CHF 60.- sparen:
Telefon 043 444 57 01**



Sport

Verseuchte Generation

Der Doping-Betrüger Lance Armstrong soll aus der Geschichte des Radsports eliminiert werden. Doch auch die «Ehrenplätze» sind von überführten Mitstraplern belegt. *Von Peter Hartmann*

Lance Armstrong, der verschupfte Junge aus Texas, der den Krebs besiegte und zum Kannibalen auf zwei Rädern wurde, hat unentwegt «Geschichte geschrieben» auf seinen sieben Triumph-Touren im Maillot jaune durch Frankreich, über die legendären Pässe wie Galibier und Mont Ventoux auf die Champs-Élysées. Wohin jetzt mit dieser bewunderten Legende, nachdem die US-Anti-Doping-Behörde (Usada) die wahre Geschichte geschrieben hat – einen atemberaubenden Enthüllungswälzer von 1500 Protokollseiten, gewissermassen die schmutzigen Rückseiten der Ruhmesblätter –, diedenegomanischen «Sheriff» als den raffiniertesten Betrüger und Bandenchef des modernen Sports entlarvte?

Die UCI, der internationale Radsportverband, hat Armstrongs Machenschaften quasi als Schirmherrin und zur eigenen Geschäfts- und Fassadenwahrung verharmlost und gedeckt und wirft ihn jetzt auf den Schrotthaufen: «Lance Armstrong hat keinen Platz mehr in der Radsportgeschichte», erklärte Präsident Pat McQuaid feierlich.

«Chloroform fürs Zahnfleisch»

Wir hätten nur den Reporterjargon – «Unglaublich!» – beim Wort nehmen müssen statt als hilflose Umschreibung des Übermenschlich-Unbegreiflichen. Oder vielleicht die neu gedruckten uralten Reportagen von Albert Londres für den *Petit Parisien* auf den Nachttisch legen sollen, die Heldenanekdoten von Henri Pélissier. Der Tour-Sieger von 1923 verriet sein Durchhalterezep: «Kokain für die Augen, Chloroform fürs Zahnfleisch» und haufenweise sonstige «Pillen». Er schilderte auch, wie er und sein solidarischer Bruder Francis eine Tour schon nach der dritten Etappe beendeten, weil ihm ein Funktionär ungefragt unters Trikot gegriffen hatte, um nachzusehen, ob er darunter noch ein zweites trug. Denn das war verboten, ebenso wie das Wegwerfen des Trikots – was Henri Pélissier tags zuvor getan hatte, weshalb er mit zwei Strafminuten belegt worden war. Diese formalistische Justizheuchelei erinnert stark an die Strategie der UCI im Fall Armstrong. Hein Verbruggen, der vormalige Verbandsboss, behauptete noch vor einem Jahr: «Niemals, nie, nie, nie» habe sich der Vorzeigestar gedopt. Im Klartext des Usada-Reports steht, er habe Kontrollen und Kontrolleure systematisch ausgetrickst und sich das Verschweigen positiver Befunde erkaufte.

Die Tour-Geschichte hält auch keine Lückenbüsser bereit, die in den sogenannten «goldenen

Büchern» nachrücken könnten, denn auch die «Ehrenplätze» wurden durchwegs von überführten Mitstraplern dieser verseuchten Generation belegt. Das konspirative Medizinermilieu – der «Dottor Epo» Ferrari, der seine Versorgungsbasis in St. Moritz unterhielt, der Spanier Fuentes, die modernen Doctores Mabu-se der Universitätsklinik in Freiburg im Breisgau – ist zwar enttarnt, aber die gegenwärtig aktiven Rennfahrer gehorchen weiterhin der Omertà, dem Schweigegebot der Branche. Die wilde Flucht des Strassenweltmeisters Oscar Camenzind auf dem Velo vor dem Dopingfahnder Dr. Matthias Kamber im Auto über den Klausenpass mutet fast wie eine romantisch-heroische Episode in diesem Katz-und-Maus-Kampf an – Camenzind wurde in der Überraschungskontrolle mit Epo erwischt. Er verschwand aus der Öffentlichkeit und arbeitet wieder auf der Post. Die Angst vor Ächtung und Existenzverlust hält die Fahrer im Lügennetz gefangen. Armstrong drohen Millionenprozesse seiner Sponsoren.

Die amerikanische Anti-Doping-Agentur, die ihn überführte, fordert die UCI zu einer schonungslosen externen Aufklärung auf nach dem Vorbild der Wahrheits- und Versöhnungskommission in Südafrika nach dem Fall der Apartheid. Vielleicht sollten Sportstars keine Geschichte mehr schreiben, sondern Autogramme. ○



«Keinen Platz mehr»: Sériensieger Armstrong.



Auto

F wie vorwärts

Der eleganteste und schnellste Kombi der Welt kommt – natürlich – von Ferrari. *Von David Schnapp*

Als 2011 am Genfer Autosalon erstmals der Ferrari FF stand, sah man elegante Signori zu viert in dem Wagen sitzen und sich angeregt oder sehr italienisch darüber unterhalten, was von der kleinen Revolution zu halten sei. Zum ersten Mal hatten die Italiener ein Modell vorgestellt, in dem vier Erwachsene bequem sitzen und sogar noch Gepäck mitnehmen können. Und der Ferrari Four ist nicht nur ein Kombi, wie ein Kollege maliziös schrieb, sondern ist auch noch mit einem innovativen Vierradantrieb ausgestattet, der ähnlich wie bei Landwirtschaftsmaschinen über eine zweite

Kupplung an der Vorderachse funktioniert. In der Schweiz fand dieses Konzept gute Freunde. Nach dem 458 Spider ist der FF das meistverkaufte Modell von Ferrari hierzulande.

Jedenfalls wollte ich einen fahren, und nach ein paar Monaten Wartezeit kriegte ich Bescheid, dass in München ein Testwagen zum Abholen bereitstehe. Der FF ist von eleganter Gestalt, eine ewig lange Haube, wo der Zwölfzylinder-Frontmittelmotor zu Hause ist, und ein knackiges Heck – man sieht dem Auto nicht auf Anhieb an, dass darin vier Erwachsene bequem reisen könnten. Aber sie können, wie ich nach einer Fahrt mit drei Passagieren über 200 Kilometer Autobahn versichern kann.

So viel Schönheit

Aber zunächst hatte ich den Ferrari Four ganz für mich allein. Nur die Strasse musste ich mit vielen anderen, langsameren Verkehrsteilnehmern teilen. Und während wir auf der Autobahn dahinstotterten, schien es, als ob sich der lange Rote langweilen würde. Stoisch brummelte der grosse Saugmotor vor sich hin. Wenn man die Einstellung «Comfort» wählt, ist der FF ein

angenehmes Langstreckenfahrzeug. Eine Schalterstellung weiter, wenn wieder mal ein Lastwagen sein endloses Überholmanöver abschliessen konnte, steht «Sport», und man fährt ein ganz anderes Auto. Ultradirekt die Lenkung, die Rückmeldung von der Strasse ist jetzt sehr detailliert, und das Formel-1-Doppelkupplungsgetriebe braucht nur einen Wimpernschlag lang, um zwei Gänge runterzuschalten. Mit dramatischem Röhren beschleunigt der FF, Kraft ist bei jeder Drehzahl in opulentem Übermass vorhanden. Von 0 auf 100 geht es in 3,7 Sekunden, nach 11 Sekunden ist man bei 200 – wo der Wagen kurz unruhig wird –, und wenn man weiter aufs Gas steht, geht es scheinbar immer weiter vorwärts (bis 335 km/h). Jenseits der 200 liegt der schönste und schnellste Kombi der Welt dann wieder wunderbar auf der Strasse, die rund 1900 Kilogramm Automobil-Eleganz fühlen sich an, als würde man kurz über dem Boden dahinfliegen.

Beisoviel Schönheit irritiert ein Multimedia-system, das für ein 300 000-Franken-Auto bescheiden ausgefallen ist. Da gibt es in jedem Kia bessere Lösungen. Dafür ist das Bedienkonzept überragend. Das Lenkrad sieht aus wie der Arbeitsplatz eines Formel-1-Piloten, alle Funktionen, auch Blinker und Scheibenwischer, sind über Tasten einfach erreichbar. Wenn nicht irgendwann der Tank leer wäre, würde man ewig weiterfahren wollen.

Ferrari FF

Leistung: 660 PS, Hubraum: 6262 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 335 km/h
Preis: Fr. 315 535.–



Schlimmer als der Tod

Letzte Woche sprach Mona Gross-Pfeiffer, 61, über ihren eigenen Liebesschmerz, der zu einem beruflichen Neuanfang geführt hatte. Im zweiten Teil erzählt die einzige Liebeskummer-Therapeutin der Schweiz, wie sie arbeitet.

Der Ablauf: Menschen mit grossem Trennungsschmerz kommen zu mir in die Praxis. Bei der ersten Begegnung beschränkt sich meine Arbeit in erster Linie auf das Zuhören. Im Liebesleid ist es wichtig, jemanden zu haben, dem man sich immer wieder anvertrauen kann. Jemand, der die Situation objektiv einzuschätzen weiss, jedoch auch nachempfinden kann, was der andere durchmacht. Geduld ist wichtig, aber auch, dass man die Betroffenen sanft ins Leben zurückbefördert.

Keine andere Form des Scheiterns, weder der finanzielle Ruin noch der Jobverlust, findet einen so grausamen Widerhall im Unterbewusstsein wie das Liebesleid. Verlassen zu werden, ist eine Urangst. Tritt das Unfassbare ein, ist die Verzweiflung riesengross und die Angst vor der Zukunft lähmend. Viele fühlen sich wertlos. Auch schon wurde mir berichtet, dass dieser Schmerz schwerer zu ertragen ist als der Schmerz, der mit dem Tod eines geliebten Menschen verbunden ist. Wenn jemand stirbt, begeht er keinen Verrat, das ist der Unterschied. Sich verraten zu fühlen, kann Hass- und Rachedgedanken Vorschub leisten, die sich in erster Linie gegen die Leidenden selbst richten und sie keinen Frieden finden lassen. Das müssen sie aber, wenn das Leben weitergehen soll.

Mehr Liebeskummer: Aufgrund hoher Trennungsraten werden Menschen heute häufiger mit dem Liebesschmerz konfrontiert. Wiederholter Liebeskummer lässt den Leidenden nicht entspannter mit der Situation umgehen, sondern die Enttäuschung führt oft zu Resignation und totalem Rückzug. Manche sind dermassen enttäuscht von der Liebe, dass sie das Vertrauen in andere, vor allem aber in sich selbst verlieren. Das Risiko ist gross, dass diese Menschen ängstlich werden, mit angezogener Handbremse eine neue Liebe eingehen und dass Leidenschaft und Hingebung manchmal nicht mehr funktionieren. Viele meiner Klienten leben auch in sogenannten intakten Partnerschaften, fühlen sich aber vernachlässigt, ungeliebt, einsam und nicht verstanden. An-



«Frieden finden»: Therapeutin Gross-Pfeiffer.

dere kommen in meine Praxis, weil sie im Nachhinein die Trennung oder Scheidung bereuen. Da sie diese selbst initiiert hatten, glaubten sie die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Mit der Gewissheit, dass keine Rückkehr mehr möglich ist, fallen sie in eine grosse Leere.

Genesung? Liebesleid macht krank, und durch die psychische Belastung können Depressionen entstehen. Trauer, Antriebslosigkeit, übermässige Müdigkeit und der radikale Rückzug aus dem sozialen Leben sind die Folgen. Bei einem Burnout erhält der Betroffene Hilfe, der Liebeskranke hingegen bleibt oft allein zurück. Wer zu mir kommt, sucht nach Lösungen für alle vorhandenen Probleme, und die Neuorientierung von Körper und Seele steht im Zentrum des Coachings. Das kann ein paar Wochen, manchmal aber auch einige Monate dauern. Sind die Dinge des Alltags halbwegs geregelt, eruieren wir, welche Aktivitäten, Wünsche und Bedürfnisse in der ver-

gangenen Partnerschaft zu kurz gekommen sind. Es gibt immer etwas, und gleichzeitig relativiert sich auch das Unglück, weil die Menschen sehen, dass nicht alles so perfekt war, wie sie es am Anfang des Liebeskummers gerne darstellen. In diesen Bereichen müssen die Frauen und Männer Perspektiven formulieren und Aktivitäten umsetzen. Dass jemand an ihrer Seite steht, der sich für Fortschritte und Rückschläge interessiert, auch lobt und ermahnt, hilft den Menschen sehr.

Wenn das Glück mit meiner Hilfe zurückkehrt, bin auch ich glücklich: Ein schönes Beispiel ist ein junger Mann, der nach einem sehr grossen Liebeskummer seinen Lebensraum wahr machte. Heute reist er mit einem Zirkus – und offen für eine neue Liebe – durch die Welt.

info@love-pain-coaching.ch
Protokoll: Franziska K. Müller



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.
Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960R